

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

010335/1846
II

Das

464.

Westphälische Dampfboot.

Eine Monatschrift.

Redigirt

J. C.

von

Dr. Otto Lüning.

Zweiter Jahrgang.

März.

Preis pro Jahr 2 Thlr. 15 Sgr.

Ebinger Leclabius

Bielefeld, 1846.

H. Helmtich's Verlag. — Druck von J. D. Küster, Witwe.

Aufgeschnittene Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.



Q10335





4.2

Der Socialismus in Zürich im Winter 1845/46.

♀ Aus der Schweiz, den 29. Januar 1846.

Als der Herr Staatsrath Bluntschli im Jahr 1843 seinen famoson Bericht über die kommunistischen Umtriebe in der Schweiz veröffentlichte, war im Canton Zürich der Kommunismus ein unbekannter Begriff, ja fast ein unbekanntes Wort; viele wohlmeinende Freunde der bestehenden Verhältnisse klagten deshalb auch über die Inkonsequenz und Unvorsichtigkeit des Herrn Bluntschli, indem er einerseits zur Unterdrückung und Vernichtung einer kommunistischen Schrift Weitling's, „des Evangeliums der armen Sünder“, mitwirke, und andrerseits das „verführerische Gift“ dieser und anderer Schriften auszugsweise mittelst obiger Broschüre in's größere Publikum bringe. Diese Befürchtungen haben sich in der That als nicht ganz grundlos erwiesen; während man noch vor ein paar Monaten mit dem Begriff eines Kommunisten oder Socialisten immer zugleich auch den eines „Fremden“ verband, und es nicht für möglich gehalten hätte, daß ein ächter, geborner, praktischer Schweizer je von dieser Pest ergriffen werden könne, sehen wir plötzlich mitten in Zürich einen socialistischen Verein von lauter Wohlblut-Schweizern grade vor unsern Augen auftauchen, wir sehen, wie die „Liberal-Conservativen“ schadenstroh in die Hände klatschen, und wie die Regierung sogar sich über Maasnahmen gegen die drohende Gefahr beräth.

Die Existenz jenes Vereins beruht wesentlich auf einer einzigen Persönlichkeit, auf der seines Gründers und Präsidenten, des Herrn Reichler, Redakteur des „Allgemeinen Noth- und Hülfesblatts“ (im Volk gewöhnlich noch nach dessen früherem Titel „der Akerbote“ genannt), bei dem wir deshalb einige Augenblicke verweilen müssen. Er ist ein junger, talentvoller, enthusiastischer Mann, der früher dem Volksschullehrerstande angehörte, und wie dieser entschlossenen Widerstand gegen das Septemberregiment leistete. Seine mit dem Namen „Chiridonius Bittersüß“ unterzeichneten Artikel im „Schweiz. Republ.“, welche die heftigsten Philippika gegen den Erziehungsrath, der von allen obern Behörden am meisten im Geruche des Septemberthums stand, im Interesse der angefochtenen Volksschule enthielten, erwarben sich das allgemeine Lob der radikalen Partei, und als er wegen dieser Artikel vor Gericht gestellt, und nach einer glänzenden Selbstvertheidigung in eine bedeutende Geldbuße verfällt wurde, entschädigten ihn, den Unbemittelten, die Liberalen, wie billig, dafür durch eine im ganzen Canton gesammelte freiwillige Steuer, à 4 Bagen per Beitrag. Diese Angriffe des „Chiridonius Bittersüß“ waren wirklich von Bedeutung für die liberale Partei, er deckte mit kühner Hand die ärgsten Blößen des Septemberthums auf, und trug dadurch nicht wenig dazu bei, daß bei Gelegenheit der Luzerner Wirren im April 1845 das konservative Regiment einem liberalen Platz machen mußte. Er selbst wurde durch Anfeindungen oder durch andre mir unbekannte per-

sönliche Verhältnisse bewogen, aus dem Lehrerstande auszutreten, worauf er sich mit juristischen Studien beschäftigte, und zugleich die Redaktion des „Boten von Uster“ übernahm. Unter seinen Händen nahm dieses Wochenblatt allmählig eine socialistische Färbung an; dieselbe trat entschieden hervor in dem „Allg. Noth- und Hülfblatt“, welches vom Octbr. 1845 an als Fortsetzung des in Uster erscheinenden „Usterboten“ herauskam. Es war pösslerlich, die Physiognomie der beiden sich gegenüberstehenden Parteien bei diesem Anlaß zu beobachten: die Conservativen, um den Liberalen Verlegenheit zu bereiten, lobten heuchlerisch Herrn Reichler, der aber dem Stadtschreiber Gysi-Schinz, Redakteur des „liberal-konversativen“ Wochenblattes, so kräftig in die Parade fuhr mit einem Artikel des „Allgem. Noth- und Hülfblattes“, dessen Motto: „hebe dich von mir, dumme Teufel!“ — daß der Herr Gysi für die Zukunft das Rühmen vergaß. Die Liberalen machten ihrem Arger offen Luft, vor Allem der „Landbote“, das Organ des in Winterthur wohnenden Herrn Oberst Weiß, Chef der Radikalen vom Lande, die von ihren Gegnern als Brutalradikale bezeichnet werden (im Gegensatz zu den Kulturradikalen der 30er Jahre, an deren Spitze Keller, Hirzel, Ulrich u. A. standen, und zu den gegenwärtig herrschenden „Legalen“, deren anerkanntes Haupt der ehrenwerthe Herr Bürgermeister Furrer ist.) Der Landbote hütete sich wohl, auf die Sache selbst einzugehen, dagegen warf er sich mit allem Grimm auf die Person des Herrn Reichler, und da bloße Schimpfreden doch nicht viel sagen wollen, zu anderweitigen Verdächtigungen aber kein Stoff sich fand, so mußte sich Herr Reichler sogar jene oben erwähnte „Bocksteuer“ (4 Wagen = 1 Bock) vorhalten lassen. Er antwortete übrigens würdig auf diesen nichtsagenden Angriff.

Es half Herrn Reichler nichts, daß er sich für einen bloßen Socialisten erklärte, und daß er sich gegen die kommunistischen Tendenzen, die man ihm unterschieben wollte, feierlichst verwahrte, in den Augen des Publikums ist zwischen Socialismus und Kommunismus kein Unterschied. Da man es nun durchaus nicht zu begreifen im Stande war, wie ein geborner Zürcher Kommunist werden könne, so wurden die Herren Julius Fröbel und A. Ruge der Verführung bezüchtigt; jedenfalls mit Unrecht; beide (wie auch Herr Reichler selbst) wiesen den Vorwurf zurück. Ruge mit der Bemerkung, daß er grundsätzlich sich nicht in die Parteikämpfe in der Schweiz einlasse. —

Gegen Ende des Jahres scheint Herr Reichler den „gegenseitigen Hülf- und Bildungsverein“ gestiftet zu haben, nach dem Muster der bekannten Vereine in Deutschland; die Mitglieder desselben gehören der großen Mehrzahl nach der arbeitenden Klasse an; wenigstens hat bisher nichts davon verlautet, daß auch „angesehene“ Männer daran Theil nähmen. Da nun die verschiedenartigsten Gerüchte über diesen „kommunistischen“ Verein ausgesprengt wurden, so veröffentlichte Herr Reichler als Präsident die Statuten desselben; ich will sie hier im Auszug mittheilen, damit der Leser selbst darüber urtheilen könne, ob der Verein mit Recht als ein „kommunistischer“ bezeichnet werde.

Statuten des gegenseitigen Hülf- und Bildungsvereins.

§ 1. Die nächste Aufgabe des Vereins ist, sich mit den socialen Ideen bekannt zu machen und dieselben zu prüfen. Er wird alle in seinen Kräften stehenden, gesetzlichen Mittel ergreifen, um der immer mehr überhand nehmenden Noth der arbeitenden Klassen zu steuern. § 2 handelt von der Bibliothek. § 3. Der „gegenseitige Hülf- und Bildungsverein“ wählt das „Allg. Noth-

und Hülfssblatt“ zu seinem Organ, so lange als dasselbe die socialistischen Ideen bespricht. § 4—6 handeln vom Vorstande. § 7: Der Verein versammelt sich alle 4 Wochen, der Vorstand alle 14 Tage. § 8. Jedes Mitglied zahlt monatlich einen Schilling an die Kasse; außerdem Erhebung einer freiwilligen Steuer in jeder ordentlichen Sitzung. § 9. In den Verein können nur Züricher aufgenommen werden (weil nämlich alle Nichtkantonsangehörige von der Polizei willkürlich ausgewiesen werden können). Aufnahme durch geheime Abstimmung. § 10. Der Ausretende verliert seine Ansprüche an Kasse und Bibliothek. —

Gegen diese Statuten ließ sich sowohl von Polizei- als von Rechtswegen nicht das Mindeste einwenden, da das Associationsrecht im Canton Zürich gesetzlich besteht; der Verein blieb daher unangefochten; indes vernahm man doch vor einigen Tagen, daß 11 Arbeiter aus der Escher'schen Fabrik wegen der Theilnahme an dem Verein entlassen und ohne Verdienst seien *). Die Herren Fabrikanten hegen ohnehin einen gewissen Groll gegen Herrn Treichler, weil er schon öfter, wie früher Seminardirektor Scherr ebenfalls, auf Übertretung des Gesetzes, welches schulpflichtigen Kindern die Arbeit in den Fabriken verbietet, mit Erfolg aufmerksam machte.

Obgleich man also Herrn Treichler direkt Nichts anhaben konnte, so geschah doch auf indirekte Weise alles Mögliche, um seine Geduld und Ausdauer zu ermüden. Bald fehlte es an der Caution für das „Allg. Roth- und Hülfssblatt“, indem derjenige, welcher sie bisher geleistet, sie plötzlich zurückzog, bald wollte der Buchdrucker das Blatt nicht mehr drucken, aus Furcht, beim liberalen Publikum sich zu diskreditiren; allein auch diese Mittelchen halfen Nichts: die Caution wurde wieder geleistet, es fand sich auch wieder ein Buchdrucker (die neueste Nummer soll in Baselland gedruckt worden sein), und die Bedeutung des Vereins nahm im Ganzen eher zu als ab. Nun ist die öffentliche Meinung, welche schon fürchtet, es sei auf ihren Geldsäckel abgesehen, allerdings entschieden gegen diese socialistischen Versuche, und die Regierung würde ganz im Sinne derselben handeln, wenn sie Maasregeln gegen diese s. g. Kommunisten ergriffe. Da dieselben jedoch an den bestehenden Gesetzen einen hinlänglichen Schutz haben, und die Regierung andrerseits gern der öffentlichen Stimmung etwas zu Gefallen thäte, so entschloß sich dieselbe zu einem harmlosen Mittelwege: sie ernannte in den drei entschieden liberalen und durchaus ehrenhaften Herren Zehnder, Furrer und Rüttimann eine Commission**), mit dem Auftrage zu untersuchen, ob Maasregeln gegen den Socialismus zulässig und zweckmäßig erschienen; die Commission hat ihre Ausgabe bis jetzt noch nicht gelöst. Dagegen kündigte Herr Treichler sofort öffentliche Vorlesungen über den Socialismus, einmal wöchentlich, an, und zeigte dadurch, wie wenig er gesonnen sei, sich einschüchtern zu lassen. Wenn die Vorlesungen zu Stande kommen, woran ich nicht im Mindesten zweifle, werde ich vielleicht Gelegenheit haben, Ihnen etwas Näheres darüber zu berichten. —

*) Da haben wir die Achtung vor der Freiheit des Geistes, vor dem Rechte auf freie Meinungsäußerung, welche die liberalen Herren stets im Munde führen; da sehen wir, was sie darunter verstehen. Wir erkennen in diesem Schritte des liberalen Fabrikherrn nur eine armelige, unwürdige Nachahmung des egoistischen Krämergeistes. Anmerk. der Redaction.

**) Im Canton Zürich besteht Associationsrecht, Rede- und Pressefreiheit. Wenn sich nun die Sozialisten dieser so gut bedienen, wie andere Bürger, wo in aller Welt hat die „legale“ rabuläre Regierung das Recht, eine Commission dorthalb einzusetzen und eine Untersuchung über etwaige Gefahren anzuordnen? Wenn Jemand die Gesetze befolgt, wie kann Gefahr daraus entstehen? Warum fällt es den „legalen“ Herren nie ein, die Gefahren der „legalen“ Schritte von Buchvereen, Krämeren und Fabrikanten zu prüfen? Anm. der Red.

Bemerkenswerth ist die „ehrenhafte“ Opposition, welche die Conservativen bei dieser Gelegenheit zum Besten gaben; sie sagten: „Wir billigen zwar euer Einschreiten gegen die Kommunisten höchlich; allein erstlich habt ihr die Schlange an euerm Busen groß werden lassen, ihr schreitet zu spät ein; und zweitens handelt ihr höchst inkonsequent, indem ihr jetzt dasselbe thut, was ihr an uns, als wir noch am Regiment waren, nicht scharf genug tabeln konntet. Als 1843 der Staatsanwalt mit Hülfe von bewaffneten Landjägern bei nächtlicher Weile in das Haus des Buchdruckers Hess einbrach, um den bekannten „ausgezeichneten Griff“ (der sehr bezeichnende Ausdruck kommt wörtlich in Herrn Bluntschli's Kommunistenbericht vor, und ist seitdem ein Stichwort geblieben) auf Weitling's „Evangelium der armen Sünder“ zu thun, da schrieet ihr Liberale auf eine unerhörte Weise über Verletzung der Besese; und jetzt thut ihr genau dasselbe, indem ihr ebenfalls bei Kommunisten habt Hausfuchung halten lassen.“ Die Regierung, deren größter Stolz mit Recht ihre Legalität ist, wurde dadurch sehr piquirt, weil sie von diesen Hausfuchungen Nichts wußte; nach langen vergeblichen Erkundigungen erfuhr sie endlich, daß der höchst konservative Statthalter (etwa soviel wie Landrath) des Bezirkes Zürich von sich aus, ohne Ermächtigung von Seiten der Regierung, welches Alles den Redakteuren der konservativen Blätter sehr wohl bekannt war, zwei Hausfuchungen bei des Kommunismus verdächtigen Individuen vorgenommen habe. Man ist sehr begierig darauf, wie wohl der Bericht ausfallen wird; welchen ihm die Regierung sofort wegen seiner eigenmächtigen Handlungsweise abverlangte.

So stehen gegenwärtig die Sachen. Herrn Treichler ist es hie und da von liberaler Seite zum Vorwurf gemacht worden, daß er mehr ein confuses Gemisch von Thatfachen bringe, die geeignet seien, Unzufriedenheit und Erbitterung zu erwecken (ja wohl!), als daß er sich auf principielle Erörterung der socialen Frage einlasse. Kleidet man den erstern Vorwurf nur ein wenig anders ein, so begründet er eher ein Lob als Tadel; der zweite dagegen ist allerdings nicht ganz unbegründet; doch kann Herr Treichler zu seiner Entschuldigung anführen, daß ein Zeitungsblatt sich weniger zu wissenschaftlichen (ich meine nicht gelehrten) Besprechungen paßt als Monats- oder Vierteljahrschriften. —

Wird sich aber der Socialismus in Zürich halten können? Werden die dürftigen, schwachen Anfänge, wie wir sie geschildert, eine breitere Basis gewinnen, oder werden sie spurlos wieder verschwinden? Bis jetzt scheint freilich die Existenz des Zürcherischen Socialismus mit der des Herrn Treichler zusammenzufallen; allein trotz der Abneigung des Zürcherischen Volkes für sociale Ideen ist es doch nicht unmöglich, daß aus dem schwachen Reis noch ein stattlicher Baum werde. In der denkenden Welt greift die Idee einer durchgreifenden Verbesserung der socialen Zustände immer mehr um sich, die socialistische Literatur gewinnt von Tage zu Tage intensiv und extensiv an Kräften, und Zürich, das gebildete, wissenschaftliche Zürich, welches als geistige Hauptstadt der deutschen Schweiz mit dem geistigen Leben Deutschlands in immer im lebhaftesten Wechselverkehr stand, dieses Zürich wird sich gegen die wissenschaftlichen Resultate geistiger Forschung weder abschließen können, noch wollen. Nur verlange man nicht von ihm, daß es sich an die Spitze der Bewegung stelle; am Strauß hat es über 5 Jahre zu verdauen gehabt, und so etwas verdirbt den Appetit für lange Zeit! —

Einige Tage später, als der vorstehende Aufsatz „der Sozialismus in Zürich“ ging uns die nachfolgende Vorlesung des Herrn Treichler zu. Wir beeilen uns, sie unsern Lesern mitzuthellen. Der Herr Treichler weiß Nichts vom Verfasser des ersten Aufsatzes; wahrscheinlich ist er ihm persönlich nicht einmal bekannt. Wir lassen beide Aufsätze hinter einander folgen, damit unsere Leser in den Stand gesetzt sind, das Referat an der Vorlesung zu messen und ihr Urtheil darnach festzustellen. Die Noten, die wir im Interesse der Sache für nöthig hielten, wird Herr Treichler, wie wir hoffen, uns nicht übel deuten und sie gerechtfertigt finden. Die Redaktion.

Gibt es in der Schweiz ein Proletariat?

Aus einer Vorlesung über Sozialismus in der Schweiz von J. J. Treichler.

Was verstehen wir denn eigentlich unter diesem Ausdrucke? Wenn man behauptet, auch in der Schweiz gebe es ein Proletariat, dann hört man oft entgegen: man läßt bei uns Niemanden verhungern und erfrieren. Es gibt also Menschen, die da meinen, es müssen erst arme Leute verhungern und erfrieren, ehe man von einem Proletariat sprechen könne. Es ist wahr, bei uns verhungert man nicht, bei uns erfriert man nicht; allein kümmert es diese Christen denn gar nicht, daß sie viele Tausende von Brüdern haben, die vom Schicksale verfolgt, geißelt, gepeitscht werden, Brüdern, denen das Elend wie ein eisern Joch auf dem Nacken sitzt, deren Leben eine große Kette von Unglück, Leiden und Trübsal ist? Muß erst das Schrecklichste geschehen, müssen wir den Gipfel des Elends erreicht haben, ehe wir überhaupt von Elend sprechen dürfen? Müssen wir erst auf ein paar von Hunger und Kälte gemährte Leichen kommen, ehe ihr anerkennt: Ja es gibt ein schweizerisches Proletariat? — Für uns ist die Frage nicht die: gibt es Leute in der Schweiz, die vor Hunger und Kälte sterben? Für uns ist die Frage die: gibt es nicht eine Menschenklasse, die von der „Hand in den Mund“ lebt? die, um mich populär auszudrücken, ihre Sache auf Nichts gestellt hat? gibt es mit einem Worte nicht eine Menschenklasse ohne Bildung, ohne Vermögen, ohne Besitz? Und wenn wir die Frage so fassen, so müssen wir sie unbedingt bejahen, wir müssen gestehen, daß das schweizerische Proletariat gar groß, gar fürchtbar ist.

Man hat mich schon hart angefahren wegen dieser Behauptung, man hat mich mit fecker Stirn herausgefordert, man hat Thatsachen von mir verlangt; gut, ich werde mich an Thatsachen halten, ich will die Lage der verschiedenen Klassen schildern, ich will dann sehen, wer den Muth hat, meine Schilderung als unwahr zu bezeichnen und die Thatsachen wegzudisputiren.

Meine Herren! Sie erwarten wol, daß ich nun gleich von den Fabrikarbeitern spreche; Sie täuschen sich, ich beginne mit dem Handwerksstande.

Der Handwerksstand ist in der Schweiz zahlreich; der Kanton Zürich allein zählt 12,000 Handwerker. Unter allen Handarbeitern ist bei uns der Handwerker noch immer am besten gestellt; daher auch das Sprichwort: Handwerk hat einen goldenen Boden. Allein dieser goldene Boden verschwindet immer mehr, ein bleierner tritt an dessen Stelle. Einer drückt den Andern im Preise herab; dazu kommen noch die Ausländischen, die ihre Waaren auf unsern Märkten um einen Spottpreis feilbieten. Mancher lächelt zwar, wenn

er in den Blättern die pompösen Worte liest: Keine Konkurrenz möglich, aber später muß er an seinen Einnahmen erfahren, daß diese Worte auch für ihn einen tiefeinschneidenden Sinn hatten. Wie mancher Handwerker wird durch dergleichen Dinge gezwungen, aufs Waarenlager zu arbeiten und seine Erzeugnisse ebenfalls um einen Spottpreis loszuschlagen, nur um Geld zu bekommen. Denn diejenigen, welche Waarenlager halten, wollen auch was Rechtes am Erzeugniß des Handwerkers profitieren, ohne dabei etwas zu thun. Der Profit der Arbeit kommt also nicht in die Hand des Arbeiters, sondern in die Hände dessen, der reich genug ist ein Lager zu halten. So wird auch der Handwerker immer mehr aus seiner frühern unabhängigen Stellung verdrängt, er stinkt zum kloßen Werkzeug des Besitzenden herab, er wird wie der Fabrikarbeiter Sklave des Kapitals. Das merken die schweizerischen Handwerker, darum thun sie sich zusammen und rathschlagen, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Versammlungen werden gehalten, Petitionen verfaßt und den gesetzgebenden Behörden vorgelegt. Viele hochgestellte Herren zürnen zwar über diese schweizerische Handwerkerbewegung oder verlachen sie vornehm, wie sie überhaupt Alles zu verlachen suchen, was sie nicht begreifen oder bemeistern können. Sie treten mit Beschuldigungen auf; die Handwerker, sagen sie, wollen nur ein fettes Schlaraffenleben führen, wollen um 9 Uhr ein gutes Frühstück oder Mittags ich weiß nicht was essen. Gesezt auch, dieß sei wirklich der Fall, haben die Handwerker nicht ebensogut das Recht, um 9 Uhr ein gutes Frühstück zu verlangen, als diejenigen, welche so sprechen, das Recht haben, täglich 6 — 8, oder 10 Stunden in den Bierhäusern zu liegen, Domino oder Billard zu spielen und beim Weltliner, Rheinweine oder Champagner über die Proletarier zu schimpfen? Mir erscheint die Handwerkerbewegung unter einem andern Gesichtspunkte; mir erscheint sie als eine Protestation gegen das Verdrängen aus der Klasse der Besitzenden, als ein Nothschrei gegen das Hinabrängen zu den eigentlich Besitzlosen; 5,000 wenigstens von den Zürcherischen Handwerkern sind jetzt schon ausgemachte Proletarier; jede Zeitung bringt wieder ein neues Verzeichniß von Handwerkern, die in Konkurs gerathen. Damit will ich keineswegs sagen, daß sich nicht auch politische Demonstrationen hinter dieser Handwerkerbewegung verstecken.

Nun der Bauernstand. Er wird neben dem Handwerkerstande als der glücklichste bezeichnet. Man hat seiner Zeit viel schöne Idyllen geschrieben über das Landleben; Dichter haben sich in langen und breiten Reimen ergossen über die Glückseligkeit desselben. In der That, meine Herren, das Bauernleben ist ein idyllisches, ein glückliches. Ich habe es selbst gekostet, ich kann es Ihnen genau schildern.

Sehen Sie, meine Herren, jenes arme Bäuerlein, wie's mühsam daher kucht, eine gewaltige Portion Mist auf seinem Rücken schleppend. Noch stieg die Sonne nicht hinter den Bergen hinauf, da hat es einige unverständliche Gebete murrend sein Strohlager verlassen, hat dann den Spaten in die schweligen Hände genommen, um den Boden umzugraben. Wie der arme Mann den ganzen Tag sich abmüht in saurem Schweiß und nicht fertig wird bis tief in die Nacht hinein! Wie es auch dann noch forgnvoll sein Haupt niederlegt! Die Bäume versprechen zwar mit der Zeit eine reichliche Erndte, ein Heer von goldnen Ähren wogt auf den Kornfeldern, die Kartoffeln blühen gar lustig empor und im Stalle stehen zwei fette Schweine. Aber was helfen dem Bäuerlein die vielversprechenden Bäume, die goldnen

Saaten, die fetten Schweine und die jungen Trauben? Das Alles gehört ja nicht ihm, sondern dem Zinsherrn, der auch nicht eine Scholle seines Bodens bebaut, der vielleicht kein anderes Verdienst hat, als daß er ißt und trinkt und spazieren geht. Das Bäuerlein aber, das sich fast zu Tode arbeitet, hat schmutzige Lumpen zu seiner täglichen Kleidung, Erdäpfel und schlechte Gerstenbrühe zur Nahrung.

Es wagt nicht mit frohlichem Herzen ein rechtes Stück Brod zu essen, Monate vergehen, ehe einmal ein Stück Fleisch auf seinen Tisch kommt. Allein es wäre zufrieden, wenn es am Ende nur noch sicher wäre, bei diesem Hundeleben nicht von Haus und Hof gejagt zu werden. Ein Ungewitter zieht am Himmel daher und droht die aufkeimenden Saaten zu zerstören, die Schlossen fallen: — seht, wie's nun dem Bäuerlein den Angstschweiß durch alle Poren treibt, denn werden Bäume und Saaten zerstört, dann ist seine ganze Hoffnung dahin, dann ist sein lang mühselig Arbeiten umsonst. Ein Ungewitter kann ihn zum Bettler machen! Nicht wahr, meine Herren, das ist idyllisch, das ist herrlich! O es muß ein befeligendes Gefühl sein, die wogenden Kornfelder und die schwerbeladenen Bäume zu schauen und dabei zu denken, das Alles hast du gepflanzt, das ist ein Werk deiner mühsamen Anstrengungen; allein von ~~Alles~~ dem gehört dir Nichts, das ist für Leute, die spazieren gehen, während du arbeitest und zum Danke für deine Anstrengungen jagt dich vielleicht der gnädige Herr, der diese schönen Äpfel zu essen geruht, in einem ungünstigen Jahrgange von Haus und Hof! —

Meine Herren! Ich will Ihnen noch eine hübsche Geschichte erzählen aus diesem Bauernleben. Ein solcher Bauer hatte 6 Kinder; eines derselben ward krank, seine Gesundheit welkte sichtbar, allein die Eltern ließen keinen Arzt kommen, denn sie hatten kein Geld. Dasselbe Bäuerlein hatte auch 2 Schweine und eines ward krank. Da ergriff Furcht und Angst die ganze Familie, denn das Schwein konnte crepiren und dann war eine sichere Einnahme dahin; schnell ward daher ein Arzt geholt. Das Schwein genau wieder unter sorgsammer Pflege, allein das Kindlein starb; erst 2 Tage vor seinem Tode hatte man ärztliche Hülfe herbeigerufen.

Nicht wahr, meine Herren, das ist höchst idyllisch, das ist herrlich, daß ein solches Bäuerlein durch schlechte ökonomische Lage gezwungen wird, seine Schweine sorgfältiger zu pflegen als seine Kinder. — Man sage nicht, daß ich zu grell geschildert habe, das ist der Charakter fast aller kleinen Bauernwirthschaften. Und solche Bäuerlein, die wie das Zugvieh arbeiten und wie die Hunde leben müssen, um nicht zu Bettlern zu werden, findet ihr in allen Ecken der Schweiz, bei Tausenden im Kanton Zürich!

Geht an den paradiesischen Zürichsee, von dort her habe ich meine Bilder genommen, dort werdet ihr in jeder Gemeinde dugendweise die Originale zu meiner Schilderung finden.

Nach dieser Darstellung ist es gewiß überflüssig, auch noch die Lage der armen Tagelöhner zu schildern. Sprechen wir also von den Fabrikarbeitern.

Es gibt Fabrikarbeiter, die einen recht ordentlichen Lohn haben, Arbeiter, die in Städten 1 Fl. bis einen halben Kronenthaler verdienen. Wenn man dann von der Noth der Arbeiter spricht, so kommt ein Verwandter oder Associé eines solchen Fabrikherrn, etwa ein Advokat, der aus den hohen Taxen reich geworden, eine reiche Frau geheiratet, und noch überdies ein fettes Pöflein bekommen hat und schreibt in die Welt hinaus, in der und

der Fabrik verdiene jeder Arbeiter durchschnittlich 1 Gulden täglich. Und die Welt staunt und meint Wunder, wie gut es solche Arbeiter haben. Aber das schreibt der gute Mann nicht in die Welt hinaus, daß die Arbeiter in der fraglichen Fabrik*) meistens kunstgeübte Handwerker, Dreher, Schmiede, Zeichner, Mechaniker u. s. f. sind, das schreibt er nicht in die Welt hinaus, wie er es angefangen, um bei seiner Durchschnittsrechnung 1 Fl. täglich heraus zu bringen, er schreibt auch nicht, daß die Krankenkasse, von der er so viel Aufhebens macht, aus dem Gelde der Arbeiter bestritten wird. Er schweigt von den unzählig vielen Fabrikarbeitern, die in den dumpfen Stuben täglich 15 — 18 Stunden arbeiten, von den jungen Mädchen, die in den Jahren des Wachstums oft nicht einmal 6 Stunden schlafen können. Er schweigt von ihren bleichen Gesichtern, von ihren eingefallenen Wangen und Augen, vom Baumwollensstaub und vom schrecklich kleinen Lohn; er schweigt ferner von denen, die in Folge dieser Sklavenarbeit mit 40 Jahr schon zu Greisen werden, und von denen, welche in den Blüthenjahren des menschlichen Lebens an Krankheiten sterben, die sie sich in Fabriken geholt. Auch sagt dieser Advokat des Mammons kein Sterbenswörtchen von dem Unfug, von der Gesezesübertretung, wie sie durch die Beschäftigung von Kindern unter 12 Jahren, sowie durch unmenschliche und ungesetzliche Verlängerung der Arbeitszeit notorisch in den Fabriken getrieben, und ferner auf so empörende Weise getrieben wird, daß ganze Reihen dieser armen Geschöpfe in den Schulen aus Ermüdung einschlafen. — Und das geschieht nicht etwa in englischen, sondern in schweizerischen, ja sogar in zürcherischen Schulen.

Doch man will ja keine poetische Schilderung von mir, man will, daß ich den Beweis mit Zahlen führe, denn es gibt gewisse Krämerseelen, die beim größten Elend ihrer Brüder an das Einmaleins und an juristische Beweise denken. Gut, ich will auch diesen Erfordernissen genügen, ich will die Zahlen sprechen lassen; ich will meine Beispiele gerade in dem Kanton suchen, der als der glücklichste bezeichnet wird, im Kanton Zürich. — (Der Kanton Zürich hat 32 Quadratmeilen Umfang und circa 230,000 Einwohner.)

Arbeiter, die 4 Franks wöchentlich verdienen:

100 Blattmacher,
400 Zettler und Anrücker,
400 Saquardweber,
200 Färber,
550 Wollenweber,

1,650. Also 1,650 Arbeiter, die bloß 4 Franks wöchentlich verdienen.
Arbeiter, die 3 Franks wöchentlich verdienen:

3,400 Spinnereiarbeiter,
300 Zettler und Zettlerinnen,
12,000 Seidenweber,

15,700. Also 15,700 Arbeiter, die bloß 3 Franks wöchentlich verdienen.
Arbeiter, die bloß 1 Gulden oder 60 Kreuzer wöchentlich verdienen:

17,000 Baumwollenweber,
4,000 Seidenwinder,

21,000. Also 21,000 Arbeiter, die bloß 1 Gulden wöchentlich verdienen.
Arbeiter, die bloß 10 Bagen wöchentlich verdienen: 38 — 40,000 Spuler.

*) Es ist hier von dem Etablissement der Herren Escher, Wyß & Comp. in Zürich die Rede.

Meine Herren! Ich habe diese Zahlen nicht etwa aus der Luft gegriffen, ich habe sie dem Werke eines Liberalen, der Beschreibung des Kantons Zürich von Gerold Meyer von Knonau entnommen. Es gibt demnach 21,000 Menschen im Kanton Zürich, von denen täglich jeder 14 — 16 Stunden arbeitet und dabei wöchentlich nicht einmal 1 Gulden verdient; und 40,000 Menschen haben wir, deren Wochenlohn sogar nicht mehr als 10 Bagen beträgt. Wie Mancher käme in die schlimmste Noth, wenn er mit dem Wochenlohn eines solchen Arbeiters seine Wirthshaus-Ausgaben bestreiten müßte und diese 21,000 Menschen sollen aus einem solchen Verdienste ihre Bedürfnisse befriedigen, sollen sogar oft Frau und Kinder daraus ernähren. Soll ich Ihnen nun noch ins Einzelne hinein nachweisen, daß dies nicht möglich ist und daß die Leute entweder hungern und frieren, oder dem Staate zur Last fallen oder stehlen müssen? In der That leiden auch die Arbeiter, welche ehrlich bleiben oder es doch nur bei kleinen Diebstählen bewenden lassen, ganz entsetzlich Mangel. Ein Lehrer aus dem Stornenberg, der ärmsten Gegend des Kanton Zürich, hat mir erzählt, daß dort die Schulkinder dem Schulmeister oft mit einer Miene ansehen, als ob sie ihn vor lauter Hunger mit Haut und Haar verschlucken wollen; das Morgenessen der meisten Kinder bestehe daselbst aus einem Schluck Brenz und ein paar gesotenen Kartoffeln. Die Armensteuer wird daselbst immer größer, die kleinen Diebstähle immer häufiger. Man kann sich in der That nur wundern, daß die Zahl der Almosenempfänger in unserm Kanton 11,000 nicht übersteigt. —

Es ist einer der alltäglichsten Gemeinplätze: Wer arbeiten will, findet immer noch sein ordentliches Auskommen! Es läßt sich aber nöthigenfalls juristisch nachweisen, daß es Zeiten gibt, wo der Arbeiter beim redlichsten Willen keine Arbeit erhalten kann, und gesetzt auch, er erhält Arbeit, was muß man für eine Frechheit haben, um zu behaupten, 3 Franken oder 1 Gulden oder gar 1 Frank wöchentlich für eine tägliche Arbeit von 14 — 16 Stunden, das sei schon ein hübsches Einkommen, damit könne man schon ordentlich, schon menschlich leben! Wenn man damit menschlich leben kann, dann ist es die größte Ungerechtigkeit, daß man die Advokatengebühren bis zur Stunde noch nicht herabgesetzt hat. Ein Advokat verdient oft in 2 — 3 Stunden, was ein Spuler in einem Vierteljahre. Wenn man mit einem solchen Verdienste menschlich leben kann, warum sträuben sich denn die reichen Herren so sehr gegen Progressivsteuer? Ja, erwiedert man, das ist etwas Anderes, unser Ciner oder so ein Weber in Stornenberg oder eine Spulerin am Zürichsee u. So! haben denn die, welche so sprechen, schon wieder vergessen, daß sie Christen, folglich nach den Grundsätzen des Christenthums um kein Haar besser sind, als die Weber in Kellenland und die Spulerin am Zürichsee? Doch lasse man das nur so fortgehen; amtliche Berichte bezeugen, wie sehr sich die Zahl der Unterstützten mehrt. Ich gebe auch hier wieder Zahlen; ich berufe mich auf's Neue auf das Werk von Gerold Meyer von Knonau.

Es verhielt sich die Zahl der Unterstützten im Kanton zu den übrigen Einwohnern:

Anno 1837	==	1	:	32.
» 1839	==	1	:	30. .
» 1840	==	1	:	27.
» 1841	==	1	:	26 $\frac{7}{8}$.

Anno 1842	==	1	:	25 $\frac{1}{2}$.
» 1843	==	1	:	24 $\frac{3}{10}$.
» 1844	==	1	:	23.

In diesem Verhältnisse wird es fortgehen und nach 10 Jahren werden sich die Unterstützten im Kanton zu den übrigen Einwohnern verhalten, wie 1 : 10. Da nun Minderjährige kein Stimmrecht haben, so wird die Masse des souveränen Volkes immer kleiner und am Ende kommt die wahre Republik Bliz der Radikalen zu Tage: nur die Besitzenden sind wohl- und stimmungsfähig! — Und trotz dieser ungünstigen Verhältnisse kann sich unser Kanton der besten Armensverwaltung rühmen; wie muß es erst in den Kantonen aus- sehen, wo der Staat sich mit dem Armenwesen gar nicht befaßt, z. B. in Uri, Tessin, Schaffhausen u. s. f.

Wenn man vom schweizerischen Proletariate spricht, so muß man auch eine eigenthümliche Erscheinung desselben näher ins Auge fassen; ich meine die Einsassen, Landsassen und Heimathlosen. Solche Einsassen und Landsassen finden sich hauptsächlich in den Kantonen Argau und Bern; Argau allein zählt über 1,100. Sie haben kein Ortsbürgerrecht, folglos auch kein Stimmrecht, sie können zu keinem Amte erwählt werden, sie stehen unter einem zu diesem Zwecke von der Regierung gewählten Vorgesetzten. Will sich ein solcher Landsasse verheirathen, so muß er ein Ortsbürgerrecht kaufen, und das kostet 4 — 500 Frank; er muß sich ferner ausweisen, daß er durch sein Vermögen im Stande ist, für seine Familie zu sorgen; auch muß er die vom Staate in der Jugend empfangene Unterstützung zurückzahlen. Demnach gesagt, der Landsasse darf nur dann heirathen, wenn er über eine hübsche Summe Geldes disponirt. Hat er diese Geldsumme nicht, dann muß er die süßesten, mächtigsten Triebe seines Herzens unterdrücken; er muß wenigstens auf das heilige, legale Institut der Ehe verzichten. Ein solches Verfahren ist barbarisch, ist unmenslich; aber die Radikalen sind in diesem Falle doch offen und ehrlich, sie sagen: „Nur wenn ihr Geld habt, habt ihr auch Rechte; habt ihr kein Geld, so seid ihr rechtlos.“ So, meine Herren, muß es kommen, so müssen sich Alle aussprechen, die Feinde des Socialismus sind.

Ein ebenso schlimmes, wo nicht noch schlimmeres Loos haben die Heimathlosen. Wenn man den eidgenössischen Schützen- und Sängerverfesten, den Pestalozzifesten, und wie die Feiertage und Feste alle heißen mögen, beiwohnte, wenn man da all die schönen Reden hört voll glühender Freiheits- und Vaterlandsliebe, da möchte man fast weinen, daß diese Redner keine Gelegenheit mehr haben zu Großthaten, zur Bewahrung ihres edeln patriotischen Sinnes. Wenn man aber die Sache etwas näher bestreift, dann findet man, daß es noch ein großes weltes Feld, eine Masse von Unterdrückten gibt, für welche diese Männer der Freiheit und des Vaterlandes wirken könnten; allein nur selten ist auf diesem Felde einer dieser Redner zu treffen, die meisten sitzen hinterm Bier- oder Studirtische und fabriciren da neue Freiheits- und Vaterlandsliebe. Und so kommt es denn, daß bei dieser überschwenglichen Fabrication von Freiheits- und Vaterlandsliebe es noch eine große Zahl Leute gibt, die im ganzen Schweizerland kein Plätzchen ihr eigen nennen können. Im Kanton Argau hat der Große Rath wohl beschlossen die Heimathlosen den Gemeinden zuzutheilen; aber die Ausführung dieses Beschlusses ist gescheitert an dem Patriotismus *) der Gemeinden. Da macht man Jagd auf diese Leute, wie auf wilde Thiere, man verfolgt sie, wie man einen angeschossenen Eber verfolgt. Kaum sind sie von Genöb'armen des

*) Hinter welchem sich hier, wie überall, der Egoismus versteckt, weil Patriotismus ein wohl- lautenderes Wort ist.

einen Kanton über die Grenze spebert, so fallen sie den Gendarmen des andern Kantons in die Hände. So wird im schweizerischen Freiheitslande das Schauspiel von ewigen Juden mit jedem Tage neu aufgeführt. Wollen diese Armen irgendwo festen Fuß fassen, dann tönt ihnen ein unerträgliches „wändere, wändere!“ in die Ohren. Und solcher Leute, die wie Hasver nicht ruhen und rasten dürfen, zählt Morgau allein über 300.

Meine Herren! In der Schweiz verhungern, wie schon gesagt, in glücklichen Zeiten keine Proletariat; aber dennoch hat auch das schweizerische Proletariat seine blutigen Opfer aufzuweisen. Wie mancher Arme hat sich schon selbst den Tod gegeben, bloß weil er die Noth des Elends für unerträglich hielt. Sind doch erst ein paar Wochen verfloßen, so ist sich in hiesiger Stadt ein braver Hausvater selbst entleibte, bloß um seiner drückenden Noth los zu werden. Die Selbstmorde werden immer häufiger. Auf diese blutigen, von Eigener Hand gefallenen Leichen verweise ich diejenigen, welche das Dasein des schweizerischen Proletariats bestreiten, die zerschmetterten Schädel müden zeugen, wie gut es die jetzige Gesellschaft versteht, Mitglieder glücklich zu machen! Ebenso vermehren sich die Angriffe auf das Leben Anderer. *) Binnen Jahresfrist haben wir im Kanton Zürich 2 Morde und 2 Mordversuche gehabt. Und diese Mörder gehören der Klasse der Proletariat an.

Meine Herren! Nun höre ich entgegenen, es ist wahr, wir haben ein Proletariat, aber es ist ein Verbrechen, das schweizerische Proletariat dem englischen und schlechten an die Seite zu stellen.

Lassen Sie mich auf diesen Einwurf etwas näher eintreten; denn er ist in der Publizistik schon oft gemacht worden und ein Theil des Publikums legt ihm großes Gewicht bei.

Allerdings, meine Herren! es wäre unrichtig zu behaupten das schweizerische Proletariat gleiche auf's Haar demjenigen in England; es gibt in England und noch weit mehr in Irland Dinge, die in der Schweiz nicht vorkommen, allein es gibt auch in der Schweiz Grausamkeiten und Bebrütungen, die nicht einmal in England vorkommen. Zudem ist der Zustand der englischen Arbeiter stetsfort ein Gegenstand der sorgfältigsten Beobachtung gewesen, dagegen hat sich noch Niemand die Mühe genommen, das schweizerische Proletariat genau zu untersuchen, zu prüfen, es nach allen Seiten hin ins Auge zu fassen und dasselbe wahr und getreu zu schildern. Es ist die schweizerische Armuth gleichsam noch eine unbekannt Welt, wer weiß, was für Resultate eine genaue Nachforschung zu Tage fördert. Schon die oberflächlichsten Untersuchungen haben Grauenhaftes an's Licht gestellt.

Der englische Arbeiter lebt in der Regel, wenn er Arbeit hat, ebenfogut, oft weit besser als der schweizerische. Unsere Fabrikler und Weber müssen sich mit Erdäpfeln und Suppe begnügen, der englische hat Kartoffeln, Hafersbrei und oft noch Milch. Der schweizerische Fabrikarbeiter hat, selbst wenn die Arbeit gut geht, nur selten Fleisch auf seinem Tische; der englische dagegen in solchen Zeiten jeden Sonntag, oft noch in der Woche. Der englische Arbeiter darf ungestraft an Vereinen, selbst an kommunistischen, Theil nehmen, während wir erlebt haben, daß zürcherische Arbeiter, die bloß als Zuschauer an socialistischen Festen zugegen waren, von Stunde an brodlos

*) Die Angriffe auf das Eigenthum Anderer vermehren sich wahrscheinlich in noch größerm Maßstabe. War vielleicht auch bei diesen Morden die Beraubung der Gemorbeten der Zweck der That, und der Mord nur das Mittel? Anm. der Red.

wurden und unter diesen Verstorbenen war sogar Einer, der hatte eine kranke Frau und vier unerzogene Kinder, und wie der Aufseher in der Escher'schen Fabrik sich höhnlächelnd äußerte, morgen schon (nach dem Tage der Entlassung) Nichts mehr zu essen.

Allein das ist noch nicht Alles, das wichtigste Organ der Schweizerpresse, die Neue Züricher Zeitung, ein Regierungsblatt, hat sich nicht geschämt, in einem halboffiziellen Artikel die Fabrikherrn förmlich zu einer solchen Handlungsweise aufzufordern. Und solches geschah nicht etwa unter einer konservativen, sondern unter einer radikalen Regierung und gegen diesen schmähhchen Rath haben sich nicht etwa die radikalen, sondern die konservativen Blätter*) ausgesprochen.

Fassen wir aber nun, meine Herren! besonders den Punkt ins Auge, der hier am entscheidendsten ist, ich meine die Fabrikgesetzgebung. England hatte schon 1831 Gesetze zum Schutze der Fabrikarbeiter; der Kanton Zürich brachte es erst im Jahre 1837 zu einer schwachen Verordnung. Man wird mir entgegnen, eine Verordnung war früher nicht nöthig. Mit nichten, meine Herren! Lange vor 1837 hatte der Kanton Zürich Unmenschlichkeiten aufzuweisen, die in England ihres Gleichen suchen. Das englische Gesetz von 1834 übertrifft die zürcherische Verordnung von 1837 in vielen Beziehungen an Menschlichkeit. Nach der zürcherischen Verordnung darf nur 14 Stunden beschäftigt werden, wer das 16. Altersjahr noch nicht zurückgelegt hat; das englische Gesetz setzt die Arbeit von 14 Stunden auf 12 herab für Alle, welche das 18. Jahr noch nicht zurückgelegt haben. (Und die Zehnstundenbill ist noch nicht erledigt. Die Red.) Die englische Verordnung erlaubt die nächtliche Arbeit erst nach dem 18., die zürcherische schon nach dem 16. Jahre. Um die Erwachsenen bekümmert sich das zürcherische Gesetz gar nicht, das englische bestellt Fabrikärzte und Fabrikinspektoren. Letztere haben das Recht, zu jeder Zeit in die Fabriken zu gehen und die Arbeiter eidlich zu verhören; sie sind verpflichtet, Gesetzesübertretungen den Friedensrichtern anzuzeigen — in der Schweiz dagegen gibt es weder Fabrikärzte noch Fabrikinspektoren; die Arbeiter sind so zu sagen gänzlich der Willkür des Herrn Preis gegeben. So ist es denn auch gekommen, daß die Verordnung von gewissen Fabrikherrn nach Gutmüthen übertreten wird. Ich kenne hochgestellte Radikale, Statthalter und Bezirkschulpfleger, die noch vor gar kurzer Zeit diese Verordnung, zu deren Aufrechthaltung sie ganz besonders verpflichtet waren, in allen Theilen übertreten, und sie auch jetzt noch übertreten würden, wenn nicht die Furcht vor einem „Kommunisten“ sie zurückhielte. Was im Kanton Glarus in dieser Beziehung geschieht, wo die „freien Männer und Landsleute“ sich selbst die Gesetze geben, das übersteigt fast die menschlichen Begriffe. In Glarus findet man gar christliche, mildthätige, ebelgesinnte Herren; Herren, die sogar ein Gesetz gegen Thierquälerei gemacht, also Katzen, Hunde, Esel, Kälber, Kühe und Ochsen unter ihren väterlichen Schutz gestellt haben. Aber natürlich findet man in Glarus auch, daß ein Unterschied zwischen den Gesetzen für Thiere und den Gesetzen für Menschen sein muß; und daher machten sie eine Verordnung für die Fabrikarbeiter,

*) Das ist richtig und ich will das schmähhche Verfahren der Radikalen nicht im Entferntesten entschuldigen. Aber die Konservativen betrachten und beschützen den Sozialismus nur als Mittel gegen die Radikalen; sie hoffen auf die Regierungssessel zu kommen, wenn es dem Sozialismus gelingt, die Radikalen zu stürzen. Hernach werden sie es grade so machen, wie diese. Hütet euch vor falschen Freunden und ihren Krokodillsthränen! U. d. Red.

deren Sinn kein Anderer ist, als: die Fabrikarbeiter darf man im Interesse der Industrie schon über Gebühr anstrengen, die Fabrikarbeiter darf man schon quälen. Nach diesem neuesten Gesetz kann ein Kind im radikalen Glarus 3 Stunden des Tages mehr angestrengt werden, als ein Kind im monarchischen England. Die Glarner Zeitung berichtet, daß es in Glarus Arbeiter gebe, die 43 Stunden nach einander in den Fabriken gearbeitet und die dann noch den Rath wehmüthig gebeten haben, man möchte ihnen dieses Recht, sich zu Tode zu arbeiten, doch ja nicht rauben. Mögen doch die Herren Publizisten hervortreten und beweisen, daß in England in dieser Hinsicht je ein ärgerer Skandal vorgekommen!

Soll ich diese vergleichende Qualen- und Hungerkunde noch weiter treiben, soll ich Ihnen nachweisen, daß sogar die unglücklichen Fellahs in Agypten, die Sklaven des Mehemet Ali, es in vielen Beziehungen besser haben, als die armen Fabrikarbeiter in der Schweiz? Ich halte es für überflüssig.

Dagegen erlauben Sie mir, Ihnen aus einer konservativen Zeitschrift noch eine Stelle über das Proletariat vorzulesen.

„Wenn der menschliche Geist sich den einen Augenblick freuen mag an den Eisenbahnen, den Dampfschiffen, den unendlichen Fabrikationen aller Art, so muß er auf der andern wieder trauern, sobald er auf die Millionen und aber Millionen Menschen hinsieht, die zum bloßen Instrumente geworden sind, um das Alles hervorzubringen. Die Sklaverei des Alterthums, die Leibeigenschaft des Mittelalters sind in einer andern, aber viel drückenderen Form zurückgekehrt. Müßte man nicht den Glauben an eine in Wellenlinien fortgehende Entwicklung der Menschheit festhalten, so müßte es wie ein furchtbarer Hohn auf dieselbe erscheinen, daß zu gleicher Zeit, wo in den einen Ländern die Leibeigenschaft des Mittelalters aufhörte, in den anderen die Sklaverei der Neuzeit begann. Das Wort mag scharf erscheinen, allein es ist wahr. Vergleiche man in dieser Beziehung näher das Alterthum, das Mittelalter mit der neuen Zeit. In jenem hatte wenigstens in der Regel der Herr ein Interesse, den Sklaven physisch stark und tüchtig zu sehen; im Mittelalter konnte der Leibeigene, so pflichtig (*tailable*) und frohnbar (*corvéable*) er auch war, mit und in der Natur leben; wer unter dem Krummstab wohnte, dem war es gewöhnlich wohl. (Se nachdem! Die Red.) In der Neuzeit aber ist dem Fabrikherrn und dem Fabrikarbeiter beinahe kein einziges Interesse mehr gemein. Gewinnt jener, so hat dieser Nichts davon, verliert er, so wird der Arbeiter ganz entlassen, oder muß wenigstens in seinem Lohne herunter. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend muß er im dumpfigen Arbeitszimmer aushalten; für ihn scheint die liebe Sonne höchstens am Sonntag. Was den Menschen vom Thiere unterscheidet, die Bande der Familie, gehen für ihn so gut als verloren. Krank und siech, ist dennoch dieses Geschlecht mit einer grauenhaften Fruchtbarkeit behaftet, geboren werden, leiden, sterben, das scheint sein Schicksal zu sein. Neben den Hunderttausenden, welche so leben und enden, kann der Einzelne nicht in Betracht kommen, dem es durch eine seltene Vereinigung glücklicher Umstände gelingt, sich heraus zu schwingen. Was soll die Schule mit ihrem, dem jugendlichen Alter mühsam eingelernten Notizenwerke, wenn das ganze reifere Leben einer einförmigen Arbeit verfallen ist, die alle Kraft in Anspruch nimmt! Was soll die politische, bloß dem Namen nach bestehende Freiheit für solche, die, sobald sie von ihr einen selbstständigen, dem Willen der

Arbeitsgeber entgegengefehten Gebrauch machen wollen, in ihrer Existenz bedroht sind! *) — So, meine Herren, äußert sich einer der angesehensten Männer der konservativen Partei über das große Übel unserer Zeit und wie müssen gestehen, der Mann hat wahr gesprochen.

Ein schweizerisches Proletariat ist da! Das wird Ihnen hoffentlich meine Vorlesung hinlänglich bewiesen haben, das werden nun auch die Radikalen nicht mehr bestreiten können. Um Proletariate franken auch unsere schweizerischen Staatskörper. Der Socialismus hat es sich zur Aufgabe gestellt, diese Wunde zu heilen. Aber werden auch seine Heilmittel geeignet sein, den kranken Körper zu retten? So höre ich Manche mit Beklommenheit fragen. Die Meinungen hierüber sind getheilt, die große Mehrzahl verneint entschieden. Die Socialisten selbst müssen, wenn sie ehrlich sein wollen, gestehen, daß ihre Heilkunst erst im Entstehen, in der Entwicklung begriffen ist. (Das trübt aber keineswegs die Richtigkeit des Prinzips! Die Red.) Aber, höre ich fragen, warum reißt ihr denn die Wunde auf, wenn eure Heilkunst noch in den Windeln liegt? Um Vergebung, meine Herren! Wir reißen die Wunde nicht auf, wir zeigen Euch bloß, daß der Körper, den die Herren Staatsdoktoren als gesund bezeichnen, krank ist, daß sich ein gefährlicher Krebs ins Fleisch desselben gefressen hat und daß die ganze Maschine kaputt geht, wenn dem Übel nicht abgeholfen wird. Aufzureißen brauchen wir die Wunde wahrlich nicht, sie klappt ja ellenlang, klasterlang; aber sondiren müssen wir sie, denn die genaue Kenntniß der Krankheit ist der erste Schritt zur Heilung derselben. Das sind also keine Quacksalber, die auf diese Weise verfahren, denn sie schlagen einen ganz vernünftigen, naturgemäßen Gang ein. Aber sicherlich, meine Herren, das sind Charlatane, die sich zu Ärzten bestellen lassen und ihren Kranken vorschwägen, sie seien gesund, während der Krebs schon das Lebensmark zerfrisst, sicherlich, das sind Quacksalber, die sich zu Ärzten bestellen lassen und ihren Patienten raten, die Köpfe, wie der Strauß, in den Sand zu stecken, damit sie Nichts sehen, und den lieben Herrgott walten zu lassen.

Pestalozzi's Wirken und Streben. **)

Wir stehen heute im Geiste an der Wiege eines Mannes, der es wohl verdient, daß wir den Tag festlich begehen, an welchem er vor 100 Jahren geboren wurde:

*) Ganz recht! Die in den Schulen zu erlangende Bildung ist einmal nicht genügend, weil sie sich nicht auf die Entwicklung des Wesens des Menschen stützt, und dann kann sie für sich allein keine Früchte tragen, weil sie bald versiegt, wenn nicht hernach die materiellen Bedingungen des Lebens eine geistige Fortentwicklung möglich machen. Zudem ist Unterricht noch lange keine Erziehung; aber auch zu einer Erziehung, wie sie sein soll, muß noch eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, vor allen Organisation der Arbeit hinzukommen, wenn ihr Produkt der ganze wahre Mensch sein soll. Die konservativen Herren sind aber gegen die Erziehung, die Bildung an sich, weil sie sich ein unwissendes, von Vorurtheilen geknechtetes Volk leichter leiten läßt, weil ein solches sich eher unter die „milde Herrschaft des Krummstabes“ beugt oder sich, wie man sagt, unter ihr glücklich fühlt. Die Sympathien des Herrn Bluntschli und seiner Genossen sind bei der Jesuitenfrage deutlich genug hervorgetreten und kein Schweizer, der ernstlich vorwärts zum wahren Menschthume strebt, wird die Septembertage, die Passarevolution und ihre Folgen vergessen! — Anm. der Red.

**) Als einen höchst erfreulichen Beweis der tüchtigen Gesinnung, welche sich im Stande der Volkshullehrer immer mehr Bahn bricht, theilen wir unsern Lesern eine Rede des Herrn Pohlmann, Lehrers an der Bürgerschule zu Bielefeld, mit. Sie wurde am 12. Januar bei der Gedächtnisfeier des 100jährigen Geburtstages Pestalozzi's im Saale der Ressourcen-Gesellschaft in Bielefeld vor einer Versammlung von etwa 100 Personen verschiedener Stände gehalten und fand allgemeinen Beifall. Die Redaktion.

Ein Säkulum ist vorübergegangen, und noch ist keiner als Pädagoge aufgestanden, der ihn an die Seite gestellt werden dürfte? Die besten unter den Männern, die mit ihm auf demselben Felde arbeiten, nennen ihn mit Ehrfurcht ihren Meister, ihren geistigen Vater. Zu allen Zeiten sind große Menschen hervorgetreten und haben ihren Zeitgeist vorgelencdet durch neue Ideen, durch kühne Gedanken, aber über wie viele ist blo Geschichte hinweggeschwitten und hat ihren Standpunkt längst hinter sich gelegt? Wann wird der Tag kommen, an welchem der Gedanke Pestalozzi's verankert wäre? Hoffen wir niemals! Denn Gedanken, die aus der Wahrheit geboren sind, haben eine ewige Jugend und göttliche Kraft. Auch die Mächte der Finsterniß können sie nicht überwältigen, diese müssen an ihnen zerfallen und in Staub zerfallen. Pestalozzi's Gedanke ist aus der Wahrheit, denn die Natur, die niemals trügende, war die Lehrerin dieses großen Mannes. Darum wird, was er dachte und erstrebte, sich immer mehr Bahn brechen, immer tiefer einbringen in die Geister, immer mehr Anerkennung finden bei denkenden und wohlgefinnten Menschen. Gestatten Sie mir, meine Herren, Ihnen, so gut ich es vermag, das Wesen und Streben Pestalozzi's in seinen Hauptzügen darzustellen.

Zunächst war es die traurige, hilfbedürftige Lage der armen Volksklasse, welche seinen edlen Geist beschäftigte und auf gründliche, dauernde Abhülfe sinnen ließ. Von jeher gab es eine große Zahl armer Menschen, die im Kleid ihre kummervollen Tage begannen, unter tausend Entbehrungen sie durchkämpften und endlich müde und matt vom thürigen Leben schieben. Ihnen gegenüber stand eine Minderzahl, der ihre Noth fremd war, die sich im Bollgenuß aller Güter wiegte, die das Leben erheitern und verschönern. Fragen wir nach der Ursache so großer Ungleichheit, alimier dürfen wir dem gütigen Schöpfer aufbürden, was allein der Mensch selbst verschuldet. Mit dem Dasein verlieh Gott jeder lebenden Creatur zugleich die Fähigkeit und die Mittel, sich jede in ihrer Weise auf seiner schönen Erde ihres Lebens zu freuen. Sollte der Mensch allein davon eine Ausnahme machen? Sollte er, bei tief eingepflanzter Sehnsucht nach Glück und Wohlsein, nur in Entbehrung und Entsagung den Zweck seines Daseins suchen? Die ganze Natur, unser tiefstes Bewußtsein ruft laut die Antwort: Nimmermehr! Gottes Erde ist groß und reich genug, daß Jeder sich seines Lebens freuen könne! — Wollten wir von der irdischen auf die geistige Seite des Menschendaseins hin, so begegnen wir auch hier allenthalben einer Ungleichheit in der Entwicklung und Bildung der Geistes- und Gemüthskräfte, die den wahren Menschenfreund mit Trauer erfüllen muß. Neben Wenigen, die durch ein günstiges Geschick zu freier geistiger Thätigkeit, zum Bewußtsein ihrer sittlichen Würde sich erhoben, eine ungezählte Menge, die in Stumpfheit und in Rohheit dahin lebt. Und doch sind die Fähigkeiten und Kräfte des Geistes nicht diesem oder jenem Stande als besondrer Vorzug oder Erbtheil verliehen, auch wird Niemand die frevelhafte Behauptung wagen, es sei in der Weltordnung also bestimmt, daß irgend eine Klasse menschlicher Wesen in Dummheit und Rohheit verharre. Wenn irgend ein Recht ein unveräußerliches Eigenthum des Menschen genannt zu werden verdient, so ist es das der freien Entwicklung und des freien Gebrauchs seiner Geisteskräfte, denn diese sind ihm von Gott gegeben als ein Pfand, mit dem er wuchern soll; aber was hat Menschenwitz und Bosheit von jeher nicht Alles gethan, ihm dieses kostbare Recht zu verkümmern und zu entziehen!

Fällt also die Schuld jener betrübenden, großen Ungleichheit im irdischen wie im Geistigen, da eine große Mehrzahl unserer Brüder niemals zum reinen, frohen Genuß ihres Daseins kommen läßt, nur dem Menschen zur Last: so liegt darin auch für ihn die dringende Verpflichtung, zunächst selbst thätige Hand anzulegen, daß es besser werde. Haben die Menschen diese Pflicht immer genügend erkannt, sind sie ver-

selben eingedenk gewesen? Ach nein! Dann müßte des Glends nicht mehr so viel sein allenthalben, wohin sich unser Auge wendet. Dann müßten uns keine zerlumpten Bettler mehr begegnen auf den öffentlichen Straßen der Städte und des Landes, wie auf den einsamen Wegen. Dann müßte keine Familie mehr gefunden werden, die in elender, ungesunder Wohnung sich zusammen kauert, ohne Brod und ohne Kleidung, dem Hunger und dem Froste preis gegeben. Dann müßte kein Sterbender mehr verschleiden auf ekelem Lager, ohne Labung, ohne Erquickung in seiner Todesnoth. Dann müßten nicht Unwissenheit und Rohheit, Aberglauben und Unsinu noch so weit verbreitet sein. — Aber welches sind die Ursachen, daß im Angesicht so dringender Noth noch so wenig zu ihrer Abhülfe geschehen ist? Selbstsucht, Hochmuth und Bequemlichkeit auf der einen, Trägheit und Stumpfsinn auf der anderen Seite haben es verschuldet, daß so großes Übel sich ununterbrochen fortpflanzte und immer weiter wucherte. Hätten die vom Schicksal Begünstigten immer ein Herz gehabt für die traurige Lage ihrer armen Brüder, hätten sie es nicht vielmehr meist in Ihrem Interesse gefunden, dieselben nicht aus ihrer niederen Sphäre heraustreten zu lassen, wie viel besser würden sich die menschlichen Verhältnisse im Allgemeinen gestaltet haben. Freilich haben sie Mancherlei gethan, um der Noth abzuhelfen, sie haben Wohlthätigkeitsanstalten errichtet, milde Stiftungen gegründet, Almosen gegeben, aber, alle diese Dinge in Ehren gehalten, wie wenig ist mit ihnen geholfen! Tausend Erfahrungen sprechen dafür: Wie wenig! Sie sind Linderungsmittel in einer bössartigen Krankheit, aber sie heilen das Übel nicht. Die Bequemlichkeit tröstet sich aber gern damit, daß menschliches Glend, Armuth und Noth unheilbar seien, denn, spricht sie, diese Übel sind gewesen, so lange die Menschen nicht mehr im Paradiese wohnen, und werden auch wohl dauern bis an der Welt Ende. Solche Rede mag der Engherzigkeit einleuchtend sein, wer aber tiefer fühlt, wird sich wenig dadurch beruhigt finden. Ob jemals eine Zeit kommen wird, in welcher die ganze Menschheit sich eines beruhigten, glücklichen Daseins erfreut, wer mag es vorher sagen! Aber rüthig gestrebt muß werden, daß sie komme. Dazu gehört aber, daß Alle die, welche dazu helfen wollen, sich der Selbstsucht, des Hochmuths und der Bequemlichkeit entäußern; sie müssen ein Herz haben für die Leiden der armen Volksklasse; sie müssen sich zu dieser herablassen, um den Übeln in ihren Grundursachen nachzuspüren; sie müssen zu thätigen Gehülfen werden am großen Werk der Heilung. Aber ach! wie selten sind die Herzen so groß! Unter Tausenden kaum eines! Und wo auch einmal ein solches sich findet, wie selten ist in seinem Geleit die Einsicht, die Geisteschärfe, die dem Drängen des warmen Herzens die richtige Bahn zeigt. Pestalozzi war einer von den selten begabten Menschen, eine überströmende Liebe zog ihn in solchem Grade zur Armuth hin, daß er, um fremde Noth zu heben, sich selbst gänzlich vergaß, und mit dem Scharfblicke des Genies fand er den Weg, welcher zum Ziele führen mußte. Das von ihm angelegte Gut „Neuhof“ im Schweizerlande war die Wertstätte, in welcher er sein edles Wirken begann. 50 arme Kinder versammelte er hier um sich, um an ihnen den Werth seiner Grundsätze zu erproben. Mit Recht wendete er seine Thätigkeit der heranwachsenden Generation zu, denn nur in den Kindern kann eine bessere Zukunft angebahnt werden. Freilich zuckten ob seinem Beginnen die Klugen die Achseln über ihn, und selbst Männer, die sich zu seinen Freunden zählten, wollten an seinem Verstande irre werden, als sich später herausstellte, daß er im Eifer seine Kräfte überschätzt hatte.

Wer hatte auch je so Unerhörtes erlebt, ein Mann, dem Patrizierstande angehörig, steigt freiwillig zu den untersten Stufen der Gesellschaft hinab, umgibt sich mit einer großen Schaar zerlumpter, in Rohheit aufgewachsener Kinder, und lebt unter ihnen und mit ihnen, als wäre er ihr leiblicher Vater! Pestalozzi ließ sich nicht irren machen

in seinem Liebeseifer: Ich wollte nichts, sagt er später, und will heute nichts anderes, als das Heil des Volks, das ich liebe und elend fühle, wie es Wenige elend fühlen, indem ich seine Leiden mit ihm trug, wie sie Wenige mit ihm getragen haben. Leider mußte er schon nach fünf Jahren seine Anstalt wieder auflösen, er hatte in seiner liebevollen Selbstvergeffenheit seiner einzelnen Kraft zu viel zugetraut, er war selbst zu einem armen Manne geworden. Das ganze Vermögen seiner Frau, der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns in Zürich, war verloren, er mußte an dem Nothdürftigsten Mangel leiden und konnte sich oft selbst nicht vor Hunger und Kälte schützen. Doch sein Eifer für das Wohl der Menschheit ließ ihn auch jetzt nicht ruhen, was er als Einzelner nicht vermocht hatte, dafür wollte er Viele begeistern. Er legte seine Ideen und Erfahrungen in Schriften nieder, die bald allgemeine Aufmerksamkeit erregten, indem durch dieselben auf die Zustände des Volks ein Licht geworfen wurde, das Viele überraschte, da es in Abgründe leuchtete, die man übersehen oder nicht gekannt hatte. Diese Schriften Pestalozzi's hatten ihr hohes Verdienst aber nicht allein darin, daß sie große Übel aufdeckten, sondern noch mehr darin, daß sie sichere Rettung zeigten auf Wegen, die dem Blicke der Verständigen sich sofort als die geraden und richtigsten erwiesen. Sein Buch „Lenhard und Gertrud“ ist hier vorzugsweise zu nennen. Er selbst gibt als Zweck desselben an: Eine von der wahren Lage des Volkes und seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken. Die „Abendstunden eines Einsiedlers“ stellt in scheinbar abgerissenen, in Wahrheit aber innigst unter einander verbundenen Sätzen die Grundansicht dar, auf welcher sein gesamtes pädagogisches Wirken beruhte. Die Frage, was der Mensch ist und was er bedarf, was ihn erhebt und was ihn erniedrigt, was ihn stärkt und ihn entkräftet, bildet den Inhalt derselben. Doch diese schriftstellerische Thätigkeit genügte seinem Herzen nicht. In Folge der französischen Revolution war die Schweiz in eine untheilbare Republik umgewandelt worden, an deren Spitze 5 Direktoren standen. Unter diesen war Legend, ein Mann voller Enthusiasmus für das Wohl und die geistige und sittliche Erhebung des Volkes. Dieser war Pestalozzi's Freund und daher bereitwillig ihm zu erneuter praktischer Thätigkeit auf dem Felde der Erziehung Gelegenheit zu geben. Pestalozzi sollte in Nargau eine neue Erziehungsanstalt gründen. Da brach die Kriegesflamme in der Schweiz aus, das Städtchen Stanz wurde von den Franzosen verheert und verbrannt. Im Auftrage der Regierung eilte Pestalozzi sofort dahin und sammelte die in der Gegend umherirrenden, zum Theil elternlosen Kinder in einem dortigen Kloster um sich. Ihnen, gegen 80 an der Zahl, meist körperlich und geistig bis zum Entsetzen verwaarlosete Kinder, wandte er nun seine liebevolle Sorgfalt zu, nur von einer Haushälterin unterstützt. Er unterwarf sich seinem Berufe mit einer Anstrengung und Selbstverleugnung, daß er später selbst es ein Wunder nennt, daß er noch lebe, wie wohl er schon nach einem Jahre wieder davon gehen mußte, da die Franzosen das Kloster in ein Lazareth verwandelten. Wie auf seinem Gute „Neuhof“, so auch hier in Stanz, war die Erziehung der Kinder sein Hauptzweck. Der Grundsatz, dieselben zur Selbstthätigkeit, sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht zu gewöhnen, leitete ihn. Es war ihm klar geworden, daß Arbeitscheu und geistige Unbehüllichkeit zu den Hauptursachen des allgemeinen Elends unter dem Volke gehören. Er stellte den Grundsatz auf: „Alle reinen Seelenkräfte der Menschheit sind nicht Gaben der Kunst und des Zufalls. Im Innern der Natur aller Menschen liegen sie mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung ist allgemeines Bedürfnis der Menschheit. Allgemeine Emporbildung dieser inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit ist allgemeines

ner Zweck der Bildung auch der niedersten Menschen.“ Von diesen Gedanken ausgehend, wie er sie in der „Abendstunde eines Einsiedlers“ ausdrückt, verwendete er allen Fleiß darauf, die Kinder neben tüchtiger körperlicher Beschäftigung, wie sie Haus und Feld darboten, geistig zu erregen und zu bilden. Selbst während ihrer Handarbeiten unterrichtete er sie, wobei er vorzugsweise Sprach- und Sinnbildung im Auge behielt. Denn Sprache und Sinne sind die Wege, auf welchen die Seele mit den Dingen außer ihr in Verkehr tritt. Sind jene verschlossen, so ist sie auf sich selbst beschränkt und verkümmert wie eine Pflanze, der man das Licht und die freie Luft entzieht. Und wie vernachlässigt fand Pestalozzi die Kinder in beiderlei Beziehung! Mit offenen Augen sahen sie nicht, und mit offenen Ohren hörten sie nicht, ihre Sprache war arm und reichte nicht über das eingeschränkste Bedürfnis hinaus. Wem das ungläublich klingt, der kennt den verwahrlosten Zustand der Kinder nicht, die, meist sich selbst überlassen, ohne alle geistige Anregung aufwachsen. Darum strebte Pestalozzi zunächst dahin, seine Höglinge zum richtigen Gebrauch ihrer Sinne anzuleiten, und sie das Wahrgenommene deutlich und bestimmt ausdrücken zu lehren. Von diesem Grunde aus konnte denn das Gebäude ihrer Geistesbildung sicher und planmäßig weiter geführt werden. Er folgte hier, wie überall, der Bahn, welche ihm die Natur des Menschen in ihrem Bildungsgange vorgezeichnete. Vermitteltst der Sinne erhält die Seele des Kindes die ersten Eindrücke von außen; sobald eine Dämmerung des Bewußtseins beginnt, fängt das Kind an Sprachlaute zu vernehmen und zu verstehen, der Nachahmungstrieb erwacht und es versucht, selbst zu sprechen. — Auf dem Grund der Erkenntniß, daß alle reinen Seelenkräfte der Menschen mit ihren Grundanlagen im Innern der Natur eines jeden Menschen liegen, war Pestalozzi's Methode vorzugsweise anregend, den Bildungsgang der Natur fördernd, indem er, gleich dem Gärtner, Alles, was den gesunden kräftigen Wachsthum stören oder hemmen konnte, sorgfältig hinwegräumte. Das Ziel, welches erreicht werden sollte, war ihm die harmonische Entwicklung und Bildung aller Geistes- und Gemüthskräfte. Der Mensch verliert das Gleichgewicht seiner Stärke, die Kraft der Weisheit, wie sein Geist zu einseitig auf einen Gegenstand eingelenkt ist, sagt Pestalozzi. Daher galt ihm die Entwicklung und Bildung des Denkvermögens und der Verstandeskräfte nicht über Alles, die Gemüthsanlagen des Menschen waren ihm eben so wichtig. Liebe, Dankbarkeit, Achtung und Verehrung hatten in seinen Augen einen hohen Werth. Ohne sie kein Gell, kein Segen, weder in dem kleinsten Familienkreise, noch in den großen Gesellschaftsverbänden der Menschheit. Deswegen legte er der Erziehung der Wohnstube eine Wichtigkeit bei, wie Keiner vor ihm; auf die Weisheit der Mutterliebe gründete er den größten Theil seiner Hoffnungen für die zukünftige Wohlfahrt des Volkes. Wenn er dabei von Voraussetzungen ausging, die in der Wirklichkeit selten zutreffen, so erkannte er das sehr wohl und suchte in Schriften den Müttern eine Unterweisung in ihrem edlen Verufe zu geben. In der zweiten Auflage von „Lienhard und Gertrud“ sagt er in der Vorrede von diesem Volksbuche: „Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann.“ In seinem Verhältniß zu dem leiblichen Vater und der Mutter sollte das Kind freudig ahnend sein Verhältniß zu dem himmlischen Vater empfinden lernen; in der Liebe, Dankbarkeit und Verehrung gegen seine Eltern sollte es zu der höheren Liebe, Dankbarkeit und Verehrung, die wir Gott schulden, hinübergelctet werden. In sofern Pestalozzi die harmonische Entwicklung und Bildung aller Kräfte des Menschen erstrebte, konnten von ihm auch nicht die Kunstanlagen übersehen werden, die zur Erlernung von man-

herlei Fertigkeiten befähigen. Ihrer Entwicklung sollte insbesondere die Industrie dienen, welche er in den Erziehungsplan seiner Armenanstalten in Neuhoß wie in Stanz aufnahm. Daß er hierbei den Mangel des eigenen Könnens übersah und dadurch größtentheils das Mißlingen seiner Pläne, namentlich in Neuhoß, herbeiführte, thut der Wahrheit seiner Ideen keinen Eintrag.

Vergegenwärtigen wir uns nach dem bisher Gesagten das Bild Pestalozzi's, wer fühlte nicht, daß der Mann mit seinem ganzen Wirken und Streben eigentlich mitten in unserer Zahl steht? Das, was jetzt alle edlen Geister bewegt: das Volk durch eine ächte gründliche Bildung aus seiner Niedrigkeit zum Bewußtsein seiner Menschenwürde und dadurch zu einem befriedigten Dasein zu erheben, ist es nicht derselbe Gedanke, in welchem Pestalozzi im Jahre 1775, also vor 70 Jahren, seine Armenanstalt in Neuhoß gründete? Der selbe Gedanke, der bis zu seinem letzten Athemzuge seine ganze Seele erfüllte? Es ist aber großer Geistes Art, ihrer Zeit um Menschenalter vorzueilen. Uns beginnen die Früchte zu reifen, zu welchen er einst emsig und hoffnungsvoll den Samen streute! Uns gebührt es, ihm den Sold der Anerkennung und Dankbarkeit abzutragen, den seine Zeit ihm schuldig geblieben ist! Nicht, als ob sein Wirken und Streben gänzlich übersehen worden wäre, die Hervorragendsten unter seinen Zeitgenossen erkannten es und sahen in demselben die Saat zu einer besseren Zukunft. Möge hier nur eines großen Mannes gedacht werden, groß als Weiser, groß als ächt deutscher Charakter: Fichte's. Als die Franzosen unser Vaterland zertraten, als sie mitten in der Hauptstadt Preußens ihr Kriegslager aufgeschlagen hatten, lehrte er in Berlin, rings von Feinden umgeben, unerschrocken und kühn, wie das Vaterland aus schmachvoller Knechtschaft zu erretten sei. Die Erziehung der kommenden Geschlechter war das einzige, aber sichere Mittel, welches er zur Befreiung Deutschlands empfahl. Ich hoffe, sagt Fichte, — vielleicht täusche ich mich selbst darin; aber da ich nur um dieser Hoffnung willen noch leben mag, so kann ich es nicht lassen zu hoffen, — ich hoffe, daß ich einige Deutsche überzeugen und sie zur Einsicht bringen werde, daß es allein die Erziehung sei, die uns retten kann von allen Übeln, die uns drücken. Auf die Frage, an welches in der wirklichen Welt schon vorliegende Glied die Ausführung der neuen Erziehung sich anschließen solle, gibt Fichte die Antwort: An den von Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorge schlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausführung begriffenen Unterrichtsgang. Das Heil, welches Fichte von der Einführung einer Erziehungsweise nach Pestalozzi's Grundsätzen für die ganze deutsche Nation erwartete, das hoffte der Erfinder selbst für jeden Einzelnen im Volke. Im Allgemeinen schon darum, weil das Wohlsein des Ganzen das Wohlsein jedes einzelnen Gliedes voraussetzt, im Besonderen aber, weil wir zugeben müssen, daß mit der Zunahme einer gründlichen Bildung aller Geistes- und Körperkräfte des Menschen auch seine Fähigkeit wachsen muß, sich ein glückliches und befriedigtes Dasein zu bereiten.

Das zweite große Verdienst, welches sich Pestalozzi erworben hat, besteht in der Verbesserung und gänzlichen Umgestaltung der Unterrichtsweise in den Schulen. Um die Größe dieses Verdienstes zu würdigen ist es nöthig, uns den Zustand der Schulen zu vergegenwärtigen, wie er vor ihm war, und nach ihm an allen den Orten noch fortbauerte, wohin sein Geist nicht gedrungen war. Der Lehrer war den Kindern ein Gegenstand des Schreckens, die Schule ein Ort, an den sie nur mit Angst und Zittern dachten. Die Eltern selbst erregten und unterhielten diese Gefühle, ihre eigene Jugend stand ihnen noch vor der Seele. In der Schule waltete der Lehrer mit finsternem Ernste, Stolz und Ruthe führte das Regiment. Erzählt doch selbst Luther von sich,

daß er an einem einzigen Morgen wohl 14 — 16 mal von seinem Lehrer mit der Ruthe gestrichen sei. Karl von Raumer führt in einem Citat im zweiten Bande seiner Geschichte der Pädagogik an, daß von einem Jubilarius an einer lateinischen Schule in Schwaben während seiner Amtsthätigkeit über eine Million Stock- und Ruthenhiebe ausgehelt worden sein. Außer diesen und noch einigen gewöhnlichen Strafen hatte der Scharfsinn noch eine Menge anderer empörender Züchtigungsmittel ausgedacht, die in außerordentlichen Fällen, aber doch häufig genug, angewandt wurden. Natürlich nahmen diese Exekutionen einen großen Theil der Schulzeit hinweg und erhielten den Lehrer in einem fortdauernden Zustande des Jorns. Der Unterricht wurde auf eine Weise betrieben, daß man glauben möchte, es hätte eher gegolten, den Geist zu tödten, als ihn lebendig zu machen. Lesen lernten die Kinder gemeinhin erst nach Jahren mühseliger Anstrengungen und dann auch nur in der unvollkommensten Weise; ausdrucksvolles Lesen kannte man nicht. Das Schreiben wurde nur ausnahmsweise gelehrt, ebenso das Rechnen, und dieses ganz mechanisch. Sprachbildung, Befähigung zu mündlichem und schriftlichem Gedankenausdruck lag weit außer dem Kreise des Unterrichtsplans, noch weiter die Mittheilung nützlicher Kenntnisse aus dem Gebiete der Erdbeschreibung, der Naturgeschichte u. s. w. Gesangunterricht war unbekannt, die gebräuchlichsten Kirchenmelodien wurden mit allen Verunstaltungen und Verunzierungen den Alten abgelernt und mehr geschrieen, als gesungen. Dagegen hielt man es für eine Hauptaufgabe der Schule, das Kind mit einer möglichst großen Masse todtten Gedächtnisstrames zu belasten, todt, weil nicht entfernt daran gedacht wurde, dem Schüler irgend ein Verständniß dessen beizubringen, was er auswendig lernte. Während des Unterrichts beschäftigte der Lehrer sich zur Zeit immer nur mit einem Schüler, die übrige Schaar blieb sich selbst überlassen und der tödtlichsten Langeweile preisgegeben. Diese erzeugt immer Unruhe, und zwar um so mehr, je lebendiger die Natur der Kinder ist, je mehr sie Beschäftigung fordert; daher galt es für eine hohe Qualifikation, wenn der Lehrer durch seine Strenge das junge, aufsprudelnde Leben zu dämpfen und in gehöriger Furcht zu erhalten wußte. Hatte endlich das Kind die traurigen, qualvollen Schuljahre, die es sich aber durch manchen losen Streich hinter dem Rücken des Lehrers hatte zu würgen gewußt, glücklich überstanden, so war gewiß Niemand mehr ein Gegenstand entweder seines Hasses oder seines Gespöttes, als der Mann, dessen finsterner Ernst und lieblose Strenge ihm Anfangs soviel Furcht eingejagt, später vielleicht zu trotzigem Widerstande gereizt hatte. So war die Schule mit seltenen Ausnahmen vordem. Das war die Zeit, wo der Volksschullehrerstand sich aus abgedankten Unteroffizieren, aus entlassenen Bedienten vornehmer Herren u. s. w. rekrutirte. Ihre Nachwehen fühlen wir Volksschullehrer noch heute.

Als Pestalozzi seine Armenanstalten in Neuhof und Stanz errichtete, übernahm er, wie früher schon erwähnt ist, den Unterricht der Böglinge selbst. Dadurch hatte er Veranlassung, die bisher üblichen Lehrweisen einer gründlichen Kritik zu unterwerfen. Ihre Sinnlosigkeit und Zweckwidrigkeit konnten seinem Scharfblicke nicht entgehen. Er erkannte in dem schlechten Unterrichte, wie er seither in höheren und niederen Schulen ertheilt worden war, die Ursache der großen Flachheit der Bildung, des Wirrwarrs der Vielwisserei, des leeren Wortmachens einer fundamentlosen Weisheit in den höheren Ständen, wie der tiefen Unwissenheit und Geistesbeschränktheit in den niederen. Es drängte ihn das alte todtte Wesen auszutreiben und einen neuen lebendigen Geist in die Schulen zu bringen. Wo aber diesen finden? Er suchte ihn, wo er immer suchte, auf der Bahn der Natur, und fand ihn. „Auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit, die mich zur Vervollkommnung meiner Natur emporhebt? sagt Pestalozzi in der „Abendstunde eines Einsiedlers“. Der Mensch

von seinen Bedürfnissen angetrieben, findet die Bahn zu dieser Wahrheit im Innersten seiner Natur. Erhabene Bahn der Natur, die Wahrheit, zu der du führst, ist Kraft und That, Quelle, Bildung, Füllung und Stimmung des ganzen Wesens der Menschheit. Zwar du bildest die Menschen, nicht ein schneller Schimmer oder Wuchs, und der Sohn der Natur ist beschränkt, aber seine Rede ist Ausdruck und Folge vollendeter Sachkenntniß.“ Auf diesem Wege fand er als obersten und wichtigsten Grundsatz alles wahrhaft bildenden Unterrichts den: Jede Kenntniß muß sich auf Anschauung gründen, die ersten Übungen müssen von dem Nächsten, von dem Kinde selbst ausgehen und von da in immer weitere Kreise sich ausdehnen. Erst die Anschauung, dann das Wort. Darum ist der Anfang jedes Unterrichts: Anschauung, das Ziel: deutliche Begriffe. Dann: Alle Fertigkeiten beginnen mit dem Leichtesten und Einfachsten, aus diesen entwickelt sich das Schwerere und Zusammengesetztere. Kenntnisse müssen mit Fertigkeiten verbunden sein. — So einfach und unscheinbar diese Grundsätze auch sind, so haben sie doch die gänzliche Umgestaltung des gesammten Unterrichtswesens bewirkt. Wahrheiten haben es überhaupt in der Art, daß sie einfach und einleuchtend sind. Wunder nimmt es nur, daß oft so lange Zeiträume vergingen, ehe ein begabter Geist auf sie traf, sie erfaßte und ihr Licht enthüllte. Nachdem Pestalozzi diese Fundamentalsprinzipien alles Unterrichts festgesetzt hatte, kam ihm der Gedanke, daß alle Kenntnisse von Zahl, Form und Sprache ausgingen, folglich sich aus diesen drei Elementen jeder Unterricht entwickeln müsse. Ob er hier nicht das Gebiet der Anschauungen zu enge gefaßt habe, möge unerörtert bleiben. Es konnte ihm nicht genügen die gefundenen Wahrheiten nur in dem kleinen Kreise seiner eigenen Thätigkeit wirksam zu sehen, es lag ihm daran, ihnen eine allgemeine Verbreitung und Geltung zu verschaffen. Der Lehrerstand, wie er damals war, bot wenig Aussicht auf Realisirung seiner Wünsche. Da war starre Pedanterei, eigensinniges Festhalten am Gewohnten und Hergebrachten, tiefe Unwissenheit allenthalben. So wandte sich Pestalozzi an die Mütter des Landes und hoffte, in ihnen Gehülffinnen am Bildungswerte zu finden. Um sie zu demselben zu befähigen, schrieb er Anleitungen für sie, so: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, dann: „Das Buch der Mütter“.

Im Jahre 1800 gründete er in Burgdorf vereint mit einigen Männern, die sich als Gehülfften zu ihm gesellten, eine Erziehungsanstalt, welche später nach München-Büchsen und zuletzt nach Yfferten verlegt wurde. Dieselbe hatte außer dem Zweck allgemeiner Bildung noch den besonderen, künftige Lehrer, Apostel des Pestalozzi'schen Geistes zu bilden. In dieser Anstalt wurde nun die neue Unterrichtsweise praktisch ausgeübt. Männer, wie Krüsi, Schmidt und Niederer traten in dieselbe ein und erwarben sich um die Ausbildung der Methode hohe Verdienste. Sie ergänzten, was dem Meister fehlte. Pestalozzi war genial, aber wenig mit praktischem Talente begabt. Von ihm kamen die Ideen, jene Männer führten dieselben aus. Die Resultate, welche in der Anstalt erzielt wurden, erwarben dieser einen weltberühmten Namen. Aus allen Ländern Europas wurden ihr Zöglinge anvertraut, selbst Amerika sandte deren einige. Die Regierungen, welche dem Unterrichtswesen bisher nur eine geringe Theilnahme geschenkt hatten, begannen aufmerksam zu werden und die Wichtigkeit der Sache zu begreifen. Preußen, von einem übermüthigen Feinde zertreten, arbeitete an einer großartigen Regeneration, und bereitete im Stillen die Waffen vor für die Stunde der Befreiung. Die Zeiten hatten eine andere Gestalt gewonnen, alte Vorurtheile waren abgelegt, und man hatte einsehen gelernt, daß das Heil des Staates im Volke beruht. Dieses in eine Verfassung zu setzen, daß es am Tage der Entscheidung

sich bewähre und würdig erfunden werde, frei zu sein, das war die Aufgabe jetzt. Für solchen Zweck konnte eine Bildung, wie man sie bisher für das Volk ausreichend gefunden hatte, nicht genügen. Es galt, ihm einen neuen Geist einzuhauchen, und das konnte nur geschehen durch eine gänzliche Umgestaltung und Verbesserung des Unterrichtswezens. Aber, woher die Männer nehmen, die solchem Werke gewachsen wären? Da wandten sich, durch Fichte angeregt, die Blicke nach dem Manne in der Schweiz. Die preussische Regierung berief Zeller, einen Schüler Pestalozzi's, und ertheilte ihm den Auftrag, in Königsberg eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt im Geiste seines Meisters zu errichten. Unser hochseliger König wie seine edle Gemahlin legten ihre Theilnahme durch wiederholten Besuch der Anstalt öffentlich an den Tag. Die Regierung wählte Jünglinge aus und sandte sie nach der Schweiz, um unmittelbar unter Pestalozzi's Augen die neue Unterrichtsweise zu studiren. Bei ihrer Rückkehr wurden sie meist in Schullehrer-Seminarien verwandt, die man neu errichtet hatte. So wurde der Pestalozzi'sche Geist in das preussische Volksschulwesen herüber geleitet und waltet und wirket noch heute fort, hier mehr, dort weniger. Möchte er immer mehr begriffen werden! Möchte er immer freier seine Schwingen entfalten, daß von ihrem mächtigen Rauschen geschweicht würden die finstren Geister, welche noch Herrschaft üben allenthalben. Denn ach! es fehlt noch viel, daß Pestalozzi's Gedanke zu einer lebendigen Wahrheit geworden wäre! Die Hand auf's Herz! meine Herren Amtsbrüder, dürfen wir uns sagen, daß wir ächte Jünger dieses Meisters sind? Haben wir stets mit Ernst und Eifer gestrebt, seinen Geist zu erfassen und in uns aufzunehmen? Sind unsre Schulen Pflanzstätten einer ächten Menschenbildung im Sinne Pestalozzi's? Wir können nicht antworten mit einem freudigen Ja! Unser Bewußtsein sagt uns: Es fehlet noch gar viel! Wir können uns das nicht verhehlen und wollen es auch nicht. Die Erkenntniß eines Mangels ist der erste Schritt zu seiner Abhülfe. Waren wir bisher noch keine ächten Pestalozzianer, lassen Sie es uns von heute an werden! Lassen wir den Geist Pestalozzi'scher Erziehungs- und Lehrweise immer mehr eindringen in unsre Schulen, daß aus denselben ein Geschlecht hervorgehe, gesund und kräftig an Geist, nicht aufgebläht in eitler Biehwisserei, lauterem Herzen, redlichen Sinnes, heitern und zufriedenen Gemüthes, voll Gottvertrauens und herzlichster Bruderliebe! Dann wird die Sympathie des Volkes, deren Erwachen schon jetzt in mancherlei erfreulichen Anzeichen sich kund giebt, uns sicher sein, und in ihr und durch sie die Erfüllung unsrer Hoffnungen und Wünsche.

Die Bedeutung Pestalozzi's für die Gegenwart.

Es ist das gemeinsame, fast unabwiesliche Loos aller hervorragenden Geister der Menschheit, Aller derer, welche durch eine neue Idee frisches Leben und Bewegung unter die träge Masse bringen, daß sie von den Zeitgenossen mißverstanden, verkannt, verhöhnt oder hemmteilet werden, bis eine besser unterrichtete, einsichtiger Nachwelt ihrem einsamen Streben Gerechtigkeit widerfahren läßt, diejenigen als ihre Wohlthäter begrüßt, denen während ihres Lebens nur Gleichgültigkeit, Haß und Verachtung zu Theil ward, — und ihre Asche noch segnet, während dieselben bei Lebzeiten oft nicht wußten, wohin sie ihr Haupt legen, wie sie ihren Hunger stillen, ihre Blöße decken sollten. Sind sie darum, diese verkannten und verfolgten Wohlthäter des Menschengeschlechts, vor Andern ob ihres herben Looses unglücklich zu nennen? O nein! Ihr Genius, der Drang in ihrem Innern, der ihnen nicht Ruhe noch Raht läßt, bis sie ihre Mission erfüllt, ihr eignes Bewußtsein hebt sie über das Elend der Gegenwart

hinweg, es läßt sie nicht untergehn, es zeigt ihnen in dümmernder Ferne des Nachruhms schimmernden Kranz. Und es kann auch gar nicht anders sein! Hätten jene Ideen sogleich und überak. Anklang, so wären sie ja eben nicht neu, und alles Neue braucht eine gewisse Zeit, daß sich die Menschen daran gewöhnen, daß sie es sich eignen. Schelten wir daher die große Menge nicht herzlos und undankbar, wenn sie den Trägern einer neuen Idee nicht sogleich ihren vollen Beifall zollt; sie handelt so, weil sie nach ihrer Einsicht nicht anders handeln kann. Gut Ding will Weile haben! Erst den Vorarbeitern der neuen Wahrheit, den Vermittlern zwischen dem Entdecker derselben und der Menge, kann es gelingen, diese Wahrheit nach und nach zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. „Wo Könige bauen, haben Kärner zu thun!“ sagt Schiller von Kant und dessen Anhängern; laßt uns deshalb nicht hochmüthig auf die armen Kärner hinabsehen. Die Könige könnten den besten Plan von der Welt haben, ohne die Kärner brächten sie den Bau doch nicht zu Stande.

Sein rich Pestalozzi von Zürich war eine jener oben geschilderten, gleichsam providentiellen Naturen, deren Thätigkeit den Zeitgenossen eine Thorheit ist, während sie bis in die späte Nachwelt hinein segensreich wirken. Sein Feueereifer war durch keine Gleichgültigkeit, durch keinen Hohn, durch keine Erfolglosigkeit zu erkalten; seine Hingebung, seine Aufopferung kannte keine Gränze, wo es galt, für das Wohl des Volks, für die in ihm lebenden Ideen thätig zu sein. Sein hartnäckiges Festhalten an denselben, trotz aller Erfolglosigkeit, streift wirklich an's Übermenschliche; denn alle seine Unternehmungen ohne Ausnahme, alle mißlangen ihm; das war nun freilich kein Wunder; denn wer, wie er, sein Geld in der „Tischdrucke“ hat, worüber die ganze Haushaltung nach Belieben und Bedürfnis verfügt, der muß es sich freilich gefallen lassen, für „unpraktisch“ erklärt zu werden, und ich bin überzeugt, daß Alle diejenigen, welche ihn als einen „unpraktischen Menschen“ verspotteten, ihre finanziellen Verhältnisse viel geschreuter einzurichten wußten.

Doch der Samen, den er in die Herzen seiner Schüler gestreut, der blieb trotz des Scheiterns aller materiellen Unternehmungen, der ging prächtig auf und trug hundertfältige Früchte. Es sind noch nicht 20 Jahre, daß Pestalozzi gestorben ist, und schon gehen die Folgen seiner Wirksamkeit in's Unendliche: die Existenz der neuen Volksschule, wie sie in der ganzen civilisirten Welt sich entwickelt hat, ist wesentlich sein Werk. Durch Rousseau's Emil angeregt, mußte er das Wesen des kindlichen Geistes und Gemüthes gleichsam wieder neu entdecken, so sehr hatte man sich in eine künstliche Unnatur verkannt; vor ihm betrachtete man die Seele des Kindes wie ein leeres Blatt, auf welches der Lehrer alle möglichen, wenn auch noch so unzusammenhängenden Kenntnisse zu schreiben brauche; man glaubte genug zu thun, wenn man das Kind mit leeren Sätzen und todtten Formeln vollpflanzte. Pestalozzi wies die volle Berechtigung und die Eigenthümlichkeit der Kindesseele nach, er wollte nicht todtte Kenntnisse für das Kind, sondern freie Entwicklung aller seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten, selbstständig sollte es seinen Geist bethätigen lernen, deshalb ging er in seinem ganzen Unterricht von sinnlichen Anschauungen und Vorstellungen aus, und von diesen erst zu Worten und Begriffen über. Zugleich suchte er den Unterricht so zu vereinfachen, daß jede Mutter ihre Kinder bis zu einem gewissen Alter ohne Schwierigkeit selbst unterrichten konnte; zu demselben Zwecke der Vereinfachung erfand er, gleichzeitig mit Bell und Lancaster, aber ohne von ihnen zu wissen, sein System des gegenseitigen Unterrichts. Aber nicht allein der Unterricht, ebenso sehr lag ihm die Erziehung der Kinder am Herzen; sein Plan ging dahin, nicht allein den Verstand derselben auszubilden, sondern auch ihr Gemüth zu veredeln, und er benutzte deshalb innerhalb wie außerhalb der Schule jede sich darbietende Gelegenheit, um auf

das lebendige Gemüth zu wirken, um das Gefühl für das Schöne, das Gefühl für Recht und Pflicht bei ihnen anzuregen und zu fördern. — Die weltberühmte Pestalozzi'sche Unterrichtsmethode ist gegenwärtig zu einem Gemeingut der ganzen civilisirten Welt geworden, dessen Wahrheit und Vortrefflichkeit von allen Mächtern gepredigt wird; vergessen wir dabei nicht, welche Mühe es Pestalozzi gekostet, diese Wahrheiten zu entdecken, und welche noch größere, sie, dem Unverstand und der Lieblosigkeit seiner Zeitgenossen gegenüber, praktisch in's Leben einzuführen. Es ist daher allerdings schön und löblich, daß sich bei Gelegenheit seiner Hundertjährigen Geburtstagfeier ein so dankbares Gefühl aller Orten aussprach; aber reicht die Dankbarkeit für ein neues Erziehungssystem, für eine neue Unterrichtsmethode hin, den überall sich kund gebenden Enthusiasmus für das Andenken Pestalozzi's zu erklären? Ich glaube nicht! Wer wirkliche Begeisterung erregen will, dessen Herz muß sympathetisch mit uns schlagen, und Pestalozzi's Herz schlug sympathetisch mit dem Streben der Gegenwart! Das war es, was überall, bewußt oder unbewußt, den vollen Strom der Begeisterung für ihn in's Leben rief, man fühlte, daß die Ideen von Volkswohlfahrt, die man vor einem Lusttrum noch kaum beachtete, und die sich jetzt überall Bahn brechen, daß diese Ideen in Pestalozzi einen ihrer würdigsten Vorläufer haben. Ja! schon Pestalozzi, in seinem finstern Zeitalter, in seiner dumpfen Schulstube, wurde mächtig von denselben humanen Ideen ergriffen, welche das Streben der Gegenwart bilden: freie Entwicklung des Geistes, und auch in materieller Hinsicht Gewährleistung einer menschlichen Existenz für Alle, — das waren die zu seiner Zeit nicht verstandenen Anforderungen, die er an den Staat stellte. Wundern wir uns nicht über dieses Nichtverstehen; vermochte doch nicht einmal der große Napoleon auf seine Ideen einzugehen. Pestalozzi trug als Mitglied der schweizerischen Consulta im Jahre 1804 seine Pläne über Volksbildung Napoleon vor, dieselben umfaßten zugleich jene humanen Ideen: allein Napoleon wies ihn kurz ab: mit Schulmeisterei gebe er sich nicht ab. So wenig wie später mit der Dampfschiffahrt, die er ebenfalls von sich wies. —

Die angegebene Bedeutung Pestalozzi's für die Gegenwart wurde übrigens in vielen Orten richtig erkannt, wo man seinen hundertjährigen Geburtstag beging; so auch bei der Feler in Wendlikon am Zürichsee, deren Theilnehmer ich war. Schon der Festredner, Sekundarlehrer Honegger von Thalweil, der in anziehenden, geistreichen Zügen die Pestalozzi'sche Unterrichtsmethode schilderte, deutete an, wie es ganz im Geiste Pestalozzi's liege, wenn der Staat, wie man es binnen Kurzem erwarten müsse, auf eine weit wirksamere Art, wie bisher, für die Armen sorgen werde. Dann trat Pfarrer Sprüngli von Thalweil auf, mit Recht einer der geachtetsten und beliebtesten Volkredner der Schweiz, der die Sprache der Gemüthlichkeit und des Scherzes wie der hinreißenden Begeisterung vollkommen beherrschte; er führte uns Pestalozzi's Bild in religiöser, pädagogischer und sozialer Beziehung vor Augen; in letzter Hinsicht sagte er unter anderm: „Ja! Pestalozzi war ein Kommunist, nicht ein Anhänger des Kommunismus, welcher seine Konsequenzen bis in's Absurde zieht; aber gewiß war er ein Anhänger der menschenfreundlichen Ideen, welche dem Kommunismus zum Grunde liegen.“ *) — Der Verfasser dieser Zeilen endlich ergriff

*) „Der Kommunismus, der seine Konsequenzen bis in's Absurde zieht!“ Man darf bei diesem Ausruf nicht vergessen, daß der Redner ein Schweizer „Bürger“ und noch dazu ein „Pfarrer“ ist, der sich noch auf seinem Korbette nicht darüber beruhigen würde, wenn man ihn für einen leibhaftigen Kommunisten mit Haut und Haar gehalten hätte. Der Ausruf ist eine Verwahrung, eine Beruhigung seines Gewissens, weiter Nichts; sonst könnte man sich darüber ärgern. Wann werden aber doch selbst ehrenwerthe und wohlmeinende „Bürger“ — und als solcher ist uns Herr Pfarrer Sprüngli persönlich bekannt — aufhören, ihre Unklarheit, ihre unlogischen Raisonnements in so auffallenden und lieblosen Ausprüchen kund

das Wort, und schilderte seinen oben entwickelten Ansichten gemäß die sociale Bedeutung Pestalozzi's als den Hauptpunkt, er zeigte, wie es der leitende Gedanke Pestalozzi's sein ganzes Leben hindurch gewesen sei, der geistigen und leiblichen Noth des Volkes abzuhelpfen, und wie er sich durch kein persönliches Mißgeschick von diesem seinem Grundgedanken habe abbringen lassen. —

Ich kenne wirklich kein großartigeres Beispiel von Hingebung an die Sache der Armuth als den Moment, wo Pestalozzi durch schlechte Bewirthschaftung, Mangel an Erfahrung u. s. w. auf seinem Gute Neuhof im Canton Aargau so herunterkömmt, daß er fast selbst zum Bettler wird, und nun, in einer Lage, wo sich Tausende der Verzweiflung ergeben hätten, getrostes Muthes eine Menge von Bettlerkindern, im eigentlichen Sinne des Wortes, von der Straße aufliest, und dann wie ein Vater für ihr geistiges und leibliches Wohl sorgt. Wie schön ist es, daß die Aargauische Pestalozzistiftung, eine Bildungsanstalt für Armenlehrer, in Verbindung mit einem Armeninstitut, grade in diesen Neuhof versetzt ist, an einen Ort, von dem Pestalozzi's Streben für die Sache der Humanität ausging, an dem deshalb auch bis an sein Ende sein Herz mit Innigkeit hing. Möge diese Stiftung, welche ganz im Geiste Pestalozzi's unternommen ist, blühen und gedeihen, und das Ihrige zur Hebung der geistigen und leiblichen Noth des Volkes beitragen! —

Dr. August Lünig.

Herr Professor Gerwinus und die neue Zeit.

Als der verstorbene Churfürst von Hessen nach siebenjähriger unfreiwilliger Entfernung von seinem vieltheuern Hessenlande im Jahre 1814 wieder zurückgekehrt war und anstatt Jerome's das Land mit seiner Weisheit zu beglücken gedachte, fand er

zu thun! Man kann keine „Konsequenz in's Absurde“ ziehen; eine Konsequenz ist der aus einem gegebenen Sage nach den Gesetzen der Logik folgende Schluß. Ist also der gegebene Satz wahr, so ist es auch der Schluß. Der gegebene Satz, das Grundprinzip des Kommunismus, die allgemeine Menschenliebe wird von dem Herrn Pfarrer als wahr anerkannt; aber er scheint sie nur als wahr anzuerkennen, so lange sie eine schön klingende Phrase, mit der man hübsch klingeln und klappern kann, bleibt; er schilt es absurd, wenn die Konsequenzen dieser Menschenliebe in der Wirklichkeit realisiert werden sollen. Die Menschenliebe soll, so scheint's, nicht „von dieser Welt“ sein. Was man so gewöhnlich die „Absurbitäten“ des Kommunismus zu nennen beliebt, das sind die kritischen Ausstellungen, welche die wohlweisen Herren an den Systemen einiger Kommunisten (Weitling, Cabet) zu machen haben. Abgesehen davon, daß die lebhafteste Phantasie, die Unkenntniß oder der böse Wille der Gegner dann immer noch vieles dazu thut (Weibergemeinschaft, gleiche Gütervertheilung mit Beibehaltung der bisherigen Isolirung, des Privatverbes und der Lohnarbeit), so sollten sie doch auch bedenken, daß die Menschheit ein lebendiger, sich stets weiter entwickelnder und reicher entfaltender Organismus ist, der sich in kein System vollständig fassen läßt, daß also diese Systeme immer nur Versuche und Andeutungen, daß nicht sie, sondern die Grundprinzipien die Hauptsache sind. Diese Grundprinzipien werden verwirklicht in einer wohlorganisirten Gesellschaft, welche einem Jeden gegen eine menschliche Arbeit, die ihn nicht verthiert und verbumpft, sondern die ihm Genuß ist, eine behagliche materielle Existenz sichert, welche einem Jeden durch eine vernünftige Erziehung, eine Entfaltung und Ausbildung seiner geistigen und leiblichen Fähigkeiten möglich macht, welche ihn zur Erkenntniß und zum Bewußtsein des wahren Wesens des Menschen und damit zur bewußtesten geistigen Freiheit verhilft. Eine Gesellschaft, in welcher ein Jeder seine Individualität frei und ungehindert entwickeln und sein Wesen als Mensch ungehindert betätigen kann: — geht diese Konsequenz der Menschenliebe und des Kommunismus nun so „in's Absurde“, wie der Herr Pfarrer seine Zuhörer glauben machen möchte? Ist es so absurd, wenn man bei der gegenwärtigen Vereinzelung der Menschen, bei der Herrschaft des Kapitals, der schrankenlosen, erbarmungslosen Konkurrenz diese von der Menschenliebe diktirten Anforderungen nicht erfüllt sieht, sondern ihre Erfüllung so gar für eine Unmöglichkeit hält? Ich denke, daß Urtheil ist leicht zu sprechen. — Ubrigens ist bekanntlich das Pestalozzi's Felt auch in allen Legenden Deutschlands auf eine würdige Weise begangen und wenn ich auch fürchte, daß wir vom Feste nicht sogleich zur Praxis gelangen, so ist doch mancher kräftige, schöne Wort dabei gesprochen, welches hoffentlich auf einen fruchtbaren Boden fallen wird. — Anmerk. der Redaktion.

manche Einrichtungen vor, die ihm keineswegs behagten und manche, die er mit fürstlicher Liebe gehegt und gepflegt hatte, waren ganz und gar abhanden gekommen. So fehlte, um nur etwas anzuführen, die Ehrfurcht der Unterthanen, so fehlte der Pöpf, des Churfürsten Liebling, — so fehlte die Folter &c. — überhaupt er war durchaus nicht mit der Regierung seines „Verwalters“ Jerome's zufrieden, und was das schlimmste war, er konnte das Leben und Treiben seiner jetzigen „Unterthanen“ nicht mehr begreifen. Das kam nun daher, daß seine Unterthanen 1814 schrieben, er aber mit seiner Zeitrechnung noch vor Anno 1806 stand. Es ging ihm nun mit „seinen“ Hessen grade so wie es Ludwig XVIII. mit den Franzosen ging: Ludwig XVIII. lebte noch im Jahre 1789 — 90, als seine „Unterthanen“ — 1814 schrieben: die Folge von diesem dauerlichen Irrthume war nun die: wenn Ludwig links wollte, so wollten „seine“ „Unterthanen“ rechts und umgekehrt. — Diese „Herrschaften“ — kutschirten in den alten Gedankengleisen noch herum, als ihre „Unterthanen“ dieselben längst überschritten hatten und schon in der neuen Zeit standen. Erstere konnten darum die Zeit nicht mehr — verstehen. — Das passiert nun aber auch noch heutiges Tags sehr häufig und nicht allein Fürsten und hohen Herren, sondern auch deren „Unterthanen“. Auch bei letztern tritt oft der Fall ein, daß ihnen die Zeit unter ihren Füßen wegrutscht, daß sie zu straucheln und zu stolpern anfangen, wenn sie der neuen Zeit in's Antlitz schauen. Indem sie sich nun in das Treiben der neuen Zeit nicht finden können, strengen sie sich gewaltig an, dieselbe als nichtig, als schlecht darzustellen und zu ohnmächtig dieselbe auf wissenschaftlichem Wege anzugreifen und mit Vernunftgründen zu widerlegen, sehen sie sich genöthigt, zu Verdächtigungen und pöbelhaften Ausfällen gegen dieselbe ihre Zuflucht zu nehmen. Welche sich so der neuen Zeit gegenübergestellt haben, deren Zahl ist Legion: obenan aber, in den vordersten Reihen dieser heiligen Schaar, steht ein großer Theil der deutschen Gelehrten. Diese, die sich sonst wol um Auffindung einer Lex, um Herausgabe eines Schriftstellers der Vergangenheit, den kein Mensch liebt, um Verichtigung der Lehre von den Partikeln &c. &c. große Verdienste erworben haben mögen, blamiren sich, so oft sie von ihren geheiligten Sesseln herabsteigen und unter das Volk treten, so oft sie die Vergangenheit verlassen und über die Entwicklung der Gegenwart mitsprechen wollen. Einer dieser „alten“ Leute, die über das Treiben unserer jugendlichen Zeit den Kopf schütteln und der Macht der Vernunft mit Gepolter entgetreten, ist Gervinus. Gervinus, früher Professor in Göttingen, wurde in Folge der Staatsumwälzung in Hannover seines Postens entsetzt und lehrt jetzt seit ohngefähr einem Jahre in Heidelberg.

Um nun eine Probe von der Art und Weise, wie unsere Gelehrten und in sp. Herr Professor Gervinus die Bewegung der neuen Zeit beurtheilen, zu geben, theile ich folgende Worte, mit denen G. die Zeitschrift, die die neue Bewegung eingeleitet hat, abfertigt, mit. „Die Halle'schen Jahrbücher, sagt er (S. Tr. 3.), hätten zwar Anfangs gegen das junge Deutschland opponirt; allein auch sie seien bald ausgeartet, sie seien aus einem wissenschaftlichen ein atheisistisches Blatt geworden. Ihr Redacteur, A. Ruge, aus einem Konstitutionellen, ein Republikaner, ein Socialist, ein Kommunist. (?) Eine solche Richtung könne nur in jeder Weise höchst verderblich in Deutschland wirken und in kurzer Zeit würden wir die traurigsten Resultate erfahren. Die Gründe der Ausartung unserer Literatur liegen theils darin, daß dem Volk kein Spielraum für seine politische Thätigkeit von oben herab gewährt würde, theils darin, daß die Männer aus dem Volke, welche diese Tendenzen nicht billigten, dieselben aus Furcht ihre Popularität zu verlieren nicht bekämpften. Die Fürstenschmeichler schienen jetzt ab-, die Volksschmeichler zuzunehmen: diese seien aber noch gefährlicher, als jene. Übrigens sei

Schon eine Reaction aufgetreten gegen diesen Nihilismus. Das Volk habe sich praktischen Fragen zugewendet. Der Zollverein habe den Anfang gemacht zu einer Vereinigung Deutschlands. Der Deutsch-Katholizismus alsdann sei berufen, das Volk von jenen Extravaganzen, die nur aus den Grubeleuten Einzelner hervorgegangen seien, abzubringen, wenn er gehörig geleitet würde". Hiermit vergleiche der Leser, was der Gelehrte Seite 47 seiner Schrift: „Die Mission der Deutsch-Katholiken“ sagt: „Innerlich recht im Kerne unserer eigenen Bildung liegt Naturalismus und Deismus, von Philosophie, von Natur- und Geschichtskunde, von den mächtigsten Waffen des Geistes unterstützt und gefördert, und wie edel diese Bildung sich in ihrem gesunden Zustande darstellt, so widerlich greift wie ein Wurmfraß, der von da ausgeht, der Atheismus um sich, und ein ährender Menschenhaß, und die Negation und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzlose Speculation; und man schickt sich in diesem Lager zu einem propagandistischen Feldzuge an, der die ganze Masse des untersten Volkes, wie communistisch zu materiellem Besitze, so auch philosophisch zu geistiger Gleichbildung mit den höhern Ständen heranziehen soll, indem er jede Aussicht auf ein anderes Leben, jeden Trost und Hoffnung der Armen und Mühseligen untergräbt, um sie zu zwingen, auch an diesem Leben zu verzweifeln und niederzuwerfen, was besteht, damit ein besseres aufgebaut werde. — Dies sind unsere Zustände, die täglich tiefer greifen, die uns innerlichst den ganzen Gewinn unserer geistigen Cultur vorzeitig zu verderben, die Sittenzustände zu ruiniren, und unser ganzes Staats- und Volkswesen aus der Angel zu heben drohen“. — Was Gervinus über unsere Gegenwart gesagt hat, haben wir, soweit es uns bekannt geworden ist, hier, auch ohne ein bescheidenes Frage- oder Ausrufungszeichen zu machen, ausführlich mitgetheilt; er kann und daher den Vorwurf des Auslassens und somit der Entstellung seiner Meinung nicht machen. Hierauf möge nun der geneigte Leser auch uns verstaten, unsere Meinung über dieses „Urtheil“ frei und offen zu bekennen. —

Der Herr Professor hat den Angriff gegen die junge Zeit auf eine beispieldlos leichte Weise geführt, indem er diejenigen Blätter, durch welche eine ganze Partei in's Leben gerufen wurde, durch welche die bisherige Philosophie totaliter revolutionirt wurde, kurz damit abfertigt: „sie seien aus einem wissenschaftlichen ein atheistisches Blatt“ und „ihr Redacteur aus einem Konstitutionellen ein Republikaner, ein Socialist, ein Kommunist“ geworden! Ähnliche Vorwürfe hat auch die Sächsische Regierung den deutschen Jahrbüchern gemacht, als sie deren Unterdrückung beabsichtigte. — Wir wollen nun auch mal annehmen, daß die Jahrbücher zuletzt nicht mehr wissenschaftlich, was aber durchaus nicht der Fall gewesen ist, gehalten wären: was kommt denn darauf an? Ich denke: es kommt auf Wahrheit des Inhalts einer Schrift an! Aber sie sind „ein atheistisches Blatt geworden“. — Polizi herbei! Haben sie die Fahne des „Atheismus“ aufgewpflanzt, nun gut, so ist's für diejenigen, welche damit nicht einverstanden sind, Pflicht, die Wichtigkeit desselben zu beweisen. Namentlich sind die Gelehrten, welche sich der Staat hält, verpflichtet, die „Grundleichtigkeit“ einer solchen Philosophie darzutun. Aber was haben diese Herren gethan? Als die „deutschen Jahrbücher“ noch am Leben waren, da haben sie wohlweislich geschwiegen und was thun sie jetzt? Auch jetzt lassen sie sich, obwohl sie nun seit mehreren Jahren Zeit gehabt haben, über jene Philosophie Studien zu machen, nicht zu einer Widerlegung auf dem Gebiete der Wissenschaft herab; sie murmeln statt dessen lieber in den Bart: sie sind ein atheistisches Blatt, ihr Redacteur Republikaner, Socialist, Kommunist (?) geworden

und „Eine solche Richtung könne nur in jeder Weise höchst verderblich in Deutschland wirken“ — —. Ich, als Alt-Katholik, kann freilich wol sagen, die deutsch-katholische Richtung wird „höchst verderblich wirken“, d. h. in Bezug auf meinen Alt-Katholizismus, aber als Mann der Wissenschaft kann ich nicht so sprechen. Da muß ich die Frage beantworten, ist der Deutsch-Katholizismus innerlich wahr oder nicht? Und dasselbe ist mit der Philosophie der Fall. Bei dieser heißt's ebenfalls: beruht sie auf Wahrheit oder nicht? und ich kann, wenn ich über sie aburtheilen will, nicht sagen: sie sei verderblich und gefährlich. Wer das thut, der verzichtet auf den Namen eines wissenschaftlich gebildeten Mannes. Unsere deutschen Gelehrten freilich ziehen es, anstatt die Unwahrheit der neuen Philosophie darzutun, vor, sie zu verdächtigen und mit allerlei Schimpfwörtern über sie den Stab zu brechen. Herr Gervinus sagt: „so widerlich greift, wie ein Wurmfraß, der Atheismus um sich, und ein ägender Menschenhaß, und die Negation und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzlose Speculation“; — „ein Wurmfraß, der Atheismus“! Dazu sagen wir nichts. — Aber wir mögen die Frage an unsern Herrn Gelehrten nicht unterdrücken, ob derselbe, der Atheismus, „von ungeheurer innerer Macht“, wie er selber sagt, nicht ein legitimes Kind von allen den Dingen sei, mit denen unsere Bildung geschwängert? ob er nicht ein kräftiger Sproß von „Naturalismus und Deismus, von Philosophie, von Natur- und Geschichtskunde“ sei?! — Kehren wir indeß zu unserm Professor zurück! In seinen Verdächtigungen geht er weiter, indem er sagt: „und man schießt sich in diesem Lager zu einem propagandistischen Feldzuge an, der die ganze Masse des untersten Volkes, wie kommunistisch zu materiellem Besitze, so auch philosophisch zu geistiger Gleichbildung mit den höhern Ständen heranziehen soll, indem er jede Aussicht auf ein anderes Leben, jeden Trost und Hoffnung der Armen und Mühseligen untergräbt, um sie zu zwingen, auch an diesem Leben zu verzweifeln, und niederzuwerfen, was besteht, damit ein besseres aufgebaut werde“ — es ist doch schrecklich!

In meinem dummen Verstande meine ich nun zwar, daß es höchst verdienstlich sei, wenn man sich bestrebt, die unterste Masse des Volkes sowol in materieller als auch geistiger Weise besser zu stellen; ich meine nun weiter, daß das erste Recht aller Menschen das sei: nicht zu hungern und nicht zu frieren, und dann, daß alle ein Recht auf menschliche Bildung haben — aber der Gelehrte Gervinus meint es anders und — ich bescheide mich gern.

„Dies sind unsere Zustände, klagt Gervinus zum Schluß, die täglich tiefer greifen, die uns innerlichst den ganzen Gewinn unserer geistigen Kultur vorzeitig zu verderben, die Sittenzustände zu ruiniren, und unser ganzes Staats- und Volkswesen aus der Angel zu heben drohen“. Wenn unsere „Kultur“, unsere „Sittenzustände“, unser „Staats- und Volkswesen“ wahr, gerecht, vernünftig sind, dann lieber Gervinus fürchte dich nicht; wo aber nicht, nicht. —

Wir glauben zur Genüge dargethan zu haben, daß Herr Gervinus und wie dieser, so der größte Theil unserer Gelehrten, zu der Entwicklung unserer Zeit in eine schlechte Stellung, um gelind zu sprechen, gerathen ist und daß die Partei, die eine Zukunft hat, auf denselben nicht rechnen kann; wir nehmen nun von demselben, nachdem wir gegen ihn den Prozeß instruirt und die Urtheilsfällung dem Leser anvertraut haben, Abschied, indem wir ihm zu guterlezt zurufen: die Menschheit bleibt einem deutschen Professor zu Liebe nicht stehen. — Sie geht fürbas. — (X).

Weltbegebenheiten.

Februar.

Die Natur scheint wieder gut machen zu wollen, was sie im vorigen Jahre den Menschen Nachtheiliges zufügte. Zu einer Zeit, wo sonst noch der starre Winter die munteren Ströme in eisigen Fesseln gefangen hält, wo er unter seinem Leichentuche von Schnee das Leben der Erde einsargt, wo er den Menschen zur wärmenden Flamme des Heerdes hindrängt, zu derselben Zeit wehen jetzt schon milde Frühlingslüfte, die Erde erwacht aus ihrem Winterschlaf und ihre innere Lebenskraft bedeckt die Sträucher mit schwellenden Knospen und mit frohem Lebensmuth schmückt sie sich schon die eigene Brust mit bunten Blumen. So zaubert denn nicht, euch der Freude über diese Erscheinung hinzugeben! Berkümmert sie euch nicht durch die Furcht vor der Möglichkeit, daß der Winter noch einmal mit rauher Hand diesen kurzen Frühlingsstraum zerflicken könnte! Genießt den Augenblick! Die Furcht ist der schlimmste Feind des Menschen, der Wurm, der seinen frischesten Lebensmuth, seine freudigste Thatkraft zerfrisst. Die Hoffnung aber erhebt und stählt sie; von ihren Schwingen getragen werden wir die Kämpfe, die noch hereinbrechen, freudig und siegreich bestehen. Und das Leichentuch, welches das Leben der Völker noch bedeckt, welches den Menschen hinderte, sein eigenstes Wesen zu entfalten und zu bethätigen, flattert auch schon vieler Orten in Fetzen zerissen umher, und die Keime, die sich darunter borgen, sind befruchtet und treiben kräftige Sprossen. Der Boden ist bestellt, die Saat ist gestreut; aber es bedarf noch einer ernstern Arbeit, sie zu pflügen und zu schützen vor den rauhen Stürmen, die sie bedrohen. So arbeitet denn an dieser Pflege, an diesem Schutze rüstig, mit Siegesfreude im Herzen. Wie sich das Hereinbrechen des Frühlings da draußen nicht nach dem Kalenderabschnitte richtet, so richtet sich auch das Hereinbrechen des Völkerfrühlings nicht nach den starren Rechnungsformeln der Alten, der Neunmalweisen, die längst aus dem Kreise lebendig fühlender und denkender Menschen ausgeschleudert sind. Täglich, stündlich sehen wir den jungen Baum Blätter und Sprossen treiben. Ein Sonnenblick — und er steht in voller Blüthe. An uns ist es dann, die Früchte zu pflücken und sorgsam aufzubewahren.

Preußen. Die lokalen Hülf- und Bildungs-Vereine hiesiger Gegend haben vor Kurzem die lange erwartete Antwort auf ihre Immediat-Vorstellung bei'm Könige erhalten. „Er. Majestät haben, wie der Minister v. Bodelschwingh schreibt, die Beschwerde wegen versagter Bestätigung der Statuten des von Ihnen projektierten Hülfvereins zur Förderung des Wohles der arbeitenden Klassen für unbegründet erachtet und mich zu beauftragen geruht, sie, wie hierdurch geschieht, zurückzuweisen.“ Da keine Gründe angegeben sind, so kann man nicht genau wissen, ob die vorgelegten Statuten gemißbilligt sind, oder ob man die Vereine überhaupt nicht mehr will. Denn wir müssen bemerken, daß wir die Vereine nicht projektiert, sondern nur die, von dem Central-Verein zu Berlin und der durch denselben erwirkten Kabinetts-Ordre, angeregte Idee ausgeführt haben. Die Versuche, den Berliner Central-Verein aus seinem langen Schlafe wieder zum Leben wach zu rufen, werden nach diesen Vorgängen schwerlich auf Erfolg rechnen können. Und doch hätten diese Vereine, wenn sie sich lebenskräftig und frei entfalteten, viel dazu beitragen können, durch gründliche Erforschung der Uebelstände und ihrer Ursachen, durch thätige Beihülfe der Noth in der gegenwärtigen Gesellschaft abzuheben. Zwar hat man nachträglich, namentlich in Köln, Vereine zur Abhülfe der augenblicklichen Noth gestiftet, welche Jedem, der es verlangt, ohne die oft köstlichen Weltläufigkeiten der Armen-Kommissionen Obdach und Nahrung darreichen, und wir sind gewiß sehr geneigt, diese humane Einrichtung und die wackeren Männer,

welche sie in's Leben riefen, aus vollem Herzen anzuerkennen. Ebenso hat man an vielen Orten sich vereinigt, um Lebensmittel aufzukaufen, damit nicht später Theuerung oder gar Hungersnoth entstände. Das nicht zu erwartende milde Wetter mildert zwar diese Besorgnisse etwas und die Preise sind in Folge dessen nicht mehr ganz so hoch, als früher; auch bieten die ausgedehnten Eisenbahnbauten der arbeitenden Klasse einen besseren Verdienst, als der gewöhnliche Tagelohn, wiewohl der Arbeiter doch Mühe hat durchzukommen, wenn man das theure Leben an den Bahnstrecken, von der Wohnung des Arbeiters meist weit entfernt, in Anschlag bringt. Aber nothwendig sind diese Aufkäufe darum immer. Einmal darf uns die Freude über die günstige Witterung nicht verleiten, die Möglichkeit eines nachträglichen Winters aus den Augen zu verlieren, dessen Folgen für die Gesellschaft furchtbar sein würden. Und dann ist es auch z. B. im Regierungs-Bezirk Köln amtlich nachgewiesen, daß alle Borräthe 6 Wochen vor der gewöhnlichen Erntezeit aufgezehrt sein würden. Vorsorge ist also immer gut. Indessen sind alle diese Unternehmungen nur augenblickliche Linderungen, nur Palliativmittel; radikal ist den Übelständen der Gesellschaft nur auf dem Wege beizukommen, welchen jene Hilfsvereine einschlugen, weil das Volk nur auf diese Weise zum Bewußtsein der Nothwendigkeit einer Vereinigung an der Stelle der Vereinzelung gelangen könnte. Jede vereinzelte Unternehmung, wie lobenswerth sie an sich auch sei, führt bei der gegenwärtigen Vereinzelung der Menschen zu Konflikten, zu Benachtheiligungen Einzelner. So hat sich z. B. in Berlin eine Spargesellschaft gebildet, um den Arbeitern durch Einkauf im Großen die Lebensmittel im Kleinen wohlfeiler verkaufen zu können. Das ist ganz schön; aber die grade über dem Proletariat stehenden Viktualien-Händler sehen ihre Existenz dadurch gefährdet und greifen die Spargesellschaft auf's Bitterste an. So geht es mit allen Reformen, die sich mit Abänderung der Form begnügen, statt das Prinzip umzugestalten, die den Schein dem Wesen vorziehen. Und doch sind solche Reformen, wie die praktischen Männer stets behaupten, die einzig praktisch möglichen, die anderen dagegen sind unausführbare theoretische Schwärmerereien. Sähen die Herren nur auch ein, was für ein heilebigendes Armuthszeugniß sie durch diesen Ausspruch sich selbst und dem menschlichen Geiste ausstellen! Wir unsererseits protestiren deshalb. —

Wenden wir uns zu der Lage der Presse. Berlin, die Metropolis der Wissenschaft, war bekanntlich bis jetzt so gut wie gar nicht auf dem Gebiete der Journalistik vertreten. Die politischen Leistungen stehen unter strengster Censur und werden außerhalb der Stadt höchstens der Annoncen wegen gehalten. Da nun bislang schon mehrere Versuche, eine Konzession zu einem Tagesblatte zu erhalten, gescheitert sind (neuerdings versichert man zwar wieder, es sei dem Herrn Julius eine solche ertheilt), so kenne man die Befreiung der Monatschriften von der Konzessionspflichtigkeit. Es erschienen 4 Monatschriften: Monatschrift für Politik von Dr. Nauwerk, Monatschrift für Volkswirtschaft und soziales Leben von Dr. Mutenberg, Monatschrift für Recht und Gericht von L. Volkmar, Monatschrift für Volksbildung von Theodor Mügge und Zabel. Die ersten Hefte erschienen, obgleich sie schon mit namenlosen Censurschwierigkeiten zu kämpfen hatten. Herr Nauwerk protestirte beim Ober-Censur-Gerichte gegen die Striche, welche sein Censor einem Aufsatz über das Repräsentativsystem, einer ruhigen faktischen Exposition, hatte angedelhen lassen. Er erhielt aber den Bescheid, daß der Aufsatz eine censurwidrige Tendenz habe und das monarchische Prinzip angreife und daß deshalb der Strich des ganzen Aufsatzes gerechtfertigt sein würde, namentlich da er in dieser einer censurwidrigen Tendenz huldigenden Zeitschrift abgedruckt werden sollte. Aber was kann denn das auf die Beurtheilung für Einfluß haben, wenn man auch eine noch so

cenſurwürdige Tendenz hat, d. h. wenn einem die Cenſur auch noch ſo ſehr zuwider iſt? Man wird eben doch cenſirt und zwar erſt recht. Früher hatte übrigens auch das Ober-Cenſur-Gericht auf eine Beſchwerde Bruno Bauer's ausgeſprochen, daß der Cenſor ſich nur an den vorgelegten Aufſatz, keineswegs aber an die Tendenz des Verfaſſers oder des Blattes, für welches der Aufſatz beſtimmt ſei, zu halten habe. Trotz aller dieſer Schwierigkeiten war ſchon aus den erſten Nummern zu erſehen, daß dieſe Monatsſchriften ein erfreuliches Leben in der Berliner Tagespreſſe hervorrufen würden. Da weigerte ſich plötzlich der Cenſor, dieſelben weiter zu cenſiren; da ſie in einander griffen und ſich wechſelſeitig ergänzten, ſo behauptete er, ſie wären ein Unternehmen, ein konzeſſionspflichtiges Tagblatt, obgleich ſie unter verſchiedenen Redakteuren und bei verſchiedenen Verlegern erſchienen. Die Beſchwerde über dieſes Verfahren iſt noch nicht erledigt; vorläufig haben die Monatsſchriften natürlich zu erſcheinen aufhören müſſen. — Die in Hamm angekündigte Monatsſchrift „die Zeitwarte“, an welcher ſich auch Profeſſor Kapp in Heidelberg und Ludwig Feuerbach theilnehmen wollten, iſt ſchon vor der Geburt der Cenſur erlegen. Von den vorgelegten Manuskripten iſt ſaſt Nichts mehr zu gebrauchen geſeſen. — In Königsberg ſtudierte ein Hamburger Jude, Brandeis, welcher bei'm akademiſchen Gericht angeklagt wurde, injuriöſe Zeitungs-korreſpondenzen zu verfaſſen. Er verweigerte jede Erklärung darüber, ob er der Verfaſſer der fraglichen Artikel ſei, oder nicht; Injurien fand übrigens auch das Gericht nicht darin. Da er aber nur die Erlaubniß hatte, ſich Behufs ſeiner Studien in Preußen aufzuhalten, ſo wurde ihm dieſe auf 6 Monate entzogen, ſo daß er ſich jetzt in Folge ſeiner präſumirten Autorschaft thatſächlich auf 6 Monate aus Preußen verbannt ſieht. — Der Oberpräſident von Preußen, Herr Böttcher, wurde, wie ich im vorigen Heſte meldete, mit ſeiner gegen die Verfaſſer, Drucker und Verleger des „Königsberger Taſchenbuchs“ beantragten Unterſuchung vom dortigen Kriminalſenate abgewieſen. Jetzt hat er gegen dieſelben Perſonen eine Unterſuchung auf Hochverrath bei'm Kammergerichte beantragt, und ich vermuthete, daß er damit nicht glücklich ſein wird. — Eine an ſich unbedeutende Broſchüre, „Preußen und die Tagespreſſe, von einem Beamten“, verdient deßhalb einer Erwähnung, weil ſie getreu die Anſichten der Bürokratie über die Preſſe repräſentirt. Der Verfaſſer, wie es heißt ein Dr. Weidmann, ſieht unter anderem eine Schriftſtellerausweiſung, wie ſie in Peking erſtattet wurde, als ein Radikalmittel gegen die Übergriffe und Mißthaten der „ſchlechten“ Preſſe an. Nun, wir kennen das. Zugleich gibt er ſchätzbare Winke über die Organifation einer Regierungs- und einer Oppoſitionspreſſe durch das Gouvernement. Natürlich bezweckt er nur eine Oppoſition „zur Unterhaltung und zum geſelligen Vergnügen“, damit die Zeitungen doch nicht gar zu langweilig werden. Ein großer engliſcher Staatsmann, Pitt glaube ich, hat einmal geſagt: Wenn es keine Oppoſition mehr gäbe, ſo würde er eine erkaufen. Daß die ſonſtigen großartigen Inſtitutionen Alt-Englands, das Selfgovernment namentlich, durchaus nöthig ſind, wenn aus der Reibung der Gegenſätze Kraft und Leben hervorgehen ſoll, daß nur durch ſie der Ausſpruch jenes Staatsmannes tiefen Sinn und Bedeutung hat, das hat der Verfaſſer jener Broſchüre nicht eingesehen; aber „wie er ſich räuspert und wie er ſpuht, das hat er ihm glücklich abgegußt“. — Ja, mächtig iſt der Geiſt der Zeit! Sogar der „Weſtpfäl. Merkur“, das Laſal aller alten Weiber mit und ohne Hoſen, kann ſich ihm nicht mehr entziehen! Unter dem 19. Februar zeigt er in einer fulminanten, von der „Coppentrath'schen Buchhandlung“, als der Verförperer der Redaktion, unterzeichneten Erklärung an, daß er ſeit einiger Zeit eine Tendenz habe. Er hätte das verſchweigen ſollen und er konnte es füglich, da ohne ſeine Erklärung Niemand etwas davon gemerkt hätte.

Diese unbefüßene Publikation kann ihm viele Abonnenten kosten; denn die Philister lesen ihn eben nur, weil sie eine Zeitung ohne alle Tendenz wollen, eine sanfte „Allgemeine“, und bisher durchaus keinen Grund hatten, den empörenden Verdacht des Tendenzhabens auf den guten Merkur zu werfen. Das möge der Merkur wohl bedenken; aber freilich, „man muß doch seine Prinzipien haben!“ — Die gegen Brühl wegen seiner „politischen Wochenstube“ eingeleitete Untersuchung ist auf sein Gesuch vom Könige niedergeschlagen.

Die Richtung, welche die Regierung im Gebiete der Kirche und Schule einzuschlagen gedenkt, ist in einigen neueren Vorfällen wieder recht deutlich hervorgetreten. Von Königsberg wurde der rationalistische Schulrath Rätzig, der in seinen Ansichten mit dem Prediger Rupp ziemlich übereinzustimmen scheint, abberufen und nach Potsdam unter die Steuerpartie versetzt. Die neu-evangelische Gemeinde daselbst dehnt sich weiter aus und erhält von mehreren Städten Versicherungen der Zustimmung. Wie es heißt werden sich auch bald anderswo solche Gemeinden bilden, namentlich in Breslau, wo der bekannte abgesetzte Konsistorialrath Schulz an die Spitze treten soll. Das Seminar in dieser Stadt ist in Folge der neulich gemeldeten Konflikte zwischen einigen Lehrern und Schülern gänzlich aufgelöst. Die Stadt wird aber die abgesetzten Lehrer wieder anstellen und zahlt vorläufig ihre Gehälter. Bei einer neuen Organisation des Seminars wird man wahrscheinlich nur streng orthodoxe Lehrer anstellen und nennt den Sohn des Konsistorialraths Hahn, eines der Häupter der orthodoxen Partei, als künftigen Direktor, während der frühere ebenfalls streng orthodoxe Direktor Gerlach an die Stelle des Konsistorialraths Schulz treten soll. Die 10 Prediger, welche die bekannten Proteste mit unterzeichnet hatten, sollen mit Absetzung bedroht sein. Und endlich ist auf die Immediat-Eingabe des Magistrats und der Stadtverordneten zu Breslau, in welcher sie gegen die Übergriffe des nach ihrer Ansicht von der Regierung begünstigten Pietismus und gegen den Symbolzwang protestirten, eine scharf zurechtweisende, höchst ungnädige Antwort erfolgt. Der König nennt die Eingabe eine „unerfreuliche“, „voll falscher Schlüsse“; die Verpflichtung auf die Symbole sei immer gesehlich gewesen und sei es noch; der Magistrat namentlich hätte den Befürchtungen vor dem Pietismus, welche als Hebel der Volksverführung dienen, nicht Worte leihen sollen, und der König erwarte, daß der Magistrat künftig seinen Amtsberuf nicht wieder so gänzlich verkennen würde. Ich glaube, daß fast noch nie ein offizieller Bescheid in so scharfer Sprache ertheilt worden ist. — Dem Privatdozenten Schwarz in Halle, der an den Versammlungen der Lichtfreunde thätigen Antheil genommen hatte, ist es so lange verboten, Vorlesungen zu halten, bis er ein Werk geschrieben hat, woraus man seine Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Grundlehren der evangelischen Kirche ersehen kann. Das ist sehr gründlich; es wäre doch viel einfacher gewesen, wenn man ihn veranlaßt hätte, mündlich seine religiösen Überzeugungen kund zu thun. — Der Antrag der philosophischen Fakultät in Breslau, auch Juden ihre Doktorenwürde ertheilen zu dürfen, ist vom Ministerium abgeschlagen, weil über die Stellung der Juden noch berathen würde. Daß sie aber den christlichen Konfessionen, namentlich in Bezug auf Anstellungsfähigkeit, nicht gleichgestellt werden sollen, ist schon vor einiger Zeit vom Könige ausgesprochen. — Die Besucher der Weinstube in Erlau, welche man, wie ich im vorigen Hefte meldete, nach den Bundestagsbeschlüssen von 1832 als Volksversammlung in Anspruch nahm, sind zuerst zu je 1 Thlr. Strafe verurtheilt und hernach völlig freigesprochen. So steht es denn also gesehlich fest, daß man auch künftig eine öffentliche Weinstube besuchen darf, ohne in die Gefahr zu kommen, wegen Volksversammlung oder verbotener Verbindung bestraft zu werden, wenn man auch andere wichtigere Gegenstände zur Unterhaltung wählt, als Pferde, Jagd und die Eigenschaften seines Nachbarn.

Sachsen. Die Regierung fährt in ihren strengen Maaßregeln gegen die liberale Presse fort. Das schon früher mit anderer Tendenz in Altenburg erscheinende „Panorama der Vergangenheit und Gegenwart“ wollte die Hinterlassenschaft der „Waterlands-Blätter“ an sich bringen und kündigte sich deshalb als eine Fortsetzung derselben an. Alsbald wurde es auf den Antrag des sächsischen Ministeriums unterdrückt. — In der Bestellanstalt der Leipziger Buchhändler fand sich eines schönen Tages ein Polizeimann ein, um daselbst einige Studien in Betreff der bestellten Bücher zu machen. Auf die deshalb eingereichte Beschwerde ist noch keine Antwort erfolgt. — Die Leipziger Stadtverordneten haben sich wieder einmal als Michel's echte Söhne gezeigt. Sie haben beschlossen, daß zu ihren Sitzungen Stenographen zugelassen werden sollten. Nicht wahr, das ist schön? Da wird man erfahren, was in den Versammlungen vorgeht! Nein, bitte um Entschuldigung; zu so extremen Maaßregeln läßt sich der sächsische Liberalismus nicht fortreißen; er liebt nur den vernünftigen, besonnenen Fortschritt. Die Stenographen werden nur unter der Bedingung zugelassen, daß sie Nichts über die Verhandlungen veröffentlichen; sie sollen sich bloß in ihrer Kunst üben, damit man künftig geschickte Stenographen hat, wenn man ja etwa später, in einigen tausend Jahren beschließen sollte, die Verhandlungen zu veröffentlichen. Es geht doch Nichts über die deutsche Gründlichkeit.

Hannover. Bekanntlich werden in keinem deutschen Lande die veralteten, dem Bewußtsein der Gegenwart durchaus widerstehenden Standesunterschiede so gehegt und gepflegt, wie in Hannover, obwohl auch in manchen andern Waterländern ein derartiges Streben nicht zu verkennen ist. Namentlich hat man in Hannover immer gesucht, den Militärstand vom Bürgerstande fernzuhalten, indem man schon im vorigen Jahre den Offizieren verbot, an den Bällen und Konzerten der Bürger theilzunehmen. Jetzt ist wieder eine Verordnung erschienen, welche den äußern Glanz des Offiziersstandes mehren soll, indem man wahrscheinlich vermuthet, er würde durch den Besitz des Geldes, des Gottes der Gegenwart, mehr Einfluß und Achtung bei den Bürgern erringen. Demnach ist es den Sekonde-Lieutenants ganz untersagt zu heirathen; Premier-Lieutenants, Kapitäns und Majors dürfen nur heirathen, wenn sie außer ihrem Gehalte ein Vermögen nachweisen, welches ihnen 800, 1000 oder 1200 Thlr. reines Einkommen gewährt. Dazu ist strenge bestimmt, welche Ehen für standesmäßig zu erachten sind und die nicht standesmäßigen sind unter allen Umständen verboten. Freilich werden durch diese Verordnung viele Menschen zum Eölibat verdammt und müssen für dieses Leben auf den mächtigsten Trieb des Menschen, auf die Liebe verzichten; freilich werden dadurch manche schon geschlossene Verbindungen für immer zerrissen und manches schöne Auge wird Thränen der Verzweiflung darob vergießen, manches welche Herz mag darüber brechen. Aber wenn „höhere Rücksichten“ gebieten, den Stand äußerlich glänzend und festgegliedert hinzustellen, dann wird auf das brechende Herz des Menschen keine Rücksicht genommen. Der Mensch ist vergänglich, aber der Stand — ist es zwar auch, wird indessen von Manchen als ewig festzustellen gesucht.

Baiern. Die Weglassung des Namens der Königin aus dem üblichen Kirchengebete, welche Reichsrath Fürst Wrede bei seinem Antrage auf Versetzung des Ministers v. Abel in Anklagestand erwähnte, scheint doch nicht so ganz zufällig zu sein. Wenigstens sind seit der Zeit 2 Briefe des Papstes an den Bischof von Augsburg und den Abt v. Scheyern bekannt geworden, in welchen ein Trauergottesdienst für ein nichtkatholisches Glied des königl. Hauses auf das strengste getadelt wird. Konsequent, wie die katholische Kirche ist, wird sie also auch eine Fürbitte für Lebende Nichtkatholiken nicht gutheißen. Die Druckerlaubnis für diese Briefe, welche übrigens den amtlich veröffentlichten Protokollen der Reichsräthe entnommen waren, wurde dem

„Münchener Courier“ zwar ertheilt, jedoch wurde das Blatt hernach bei der Ausgabe konfiskirt. Die übrigen Anträge des Fürsten Brede beziehen sich auf die Armen- und Schulquarten, sie verlangen Aufschlüsse über die Zahl, den Zweck und die Dotationsweise der Klöster und, bis diese ertheilt seien, Einsstellen neuer Klosterinrichtungen, endlich die Vertreibung der Redemptoristen, eines fanatischen, unwissenden Mönchsordens. Brede's Anträge bewegen sich aber so sehr innerhalb der Schranken der Konfession, daß die Bayern darin wahrscheinlich nur einen Angriff eines Protestanten auf den Katholizismus sehen werden. Wenigstens wird die Geselligkeit es so zu wenden suchen und Abel wird am Ende bei dem durch die Pfaffen beherrschten Volke noch populär. Übrigens muß man sich wohl hüten, freisinnige Gesinnungen bei den Reichsräthen so ohne Weiteres vorauszusetzen. Wir wollen zwar keinen Werth darauf legen, daß der Graf Arco=Valei Jesuiten verlangt, weil das durch und durch vererbte Volk einer Kostur bedürfe. Der Satz widerlegt sich selbst, weil Menschen eben keine Pferde sind, wenn auch der edle Graf vielleicht mehr Vorliebe für Pferde, als für Menschen hat. Auch haben die Fürsten Brede und Wallerstein kräftig gegen den Jesuitismus gesprochen. Aber wir wollen uns doch erinnern, daß die Reichsräthe noch vor wenig Jahren die Erbämter wieder herzustellen suchten und daß dieser Versuch nur an dem Widerstande der zweiten Kammer scheiterte. Und doch war die damalige zweite Kammer so wenig liberal, daß sie die Erbsparnisfrage und die darauf gestützte Anklage des damaligen Ministers Fürst Wallerstein durch den Grafen Buttler=Seimhausen durchfallen ließ. Der Widerstand der Reichsräthe gegen das Ministerium Abel, der ihnen einen so liberalen Anstrich gibt, rührt wesentlich daher, daß sie statt Abel's einen der ihrigen, ein Glied der hohen Aristokratie, eben den Fürsten Wallerstein, zum Premierminister haben wollen. Aristokratie oder Bürokratie, welche von beiden Mächten soll herrschen, das ist die Frage, bei welcher das Volk, wohin der Sieg sich auch neige, wenig Vortheile zu erwarten hat, obwohl dieser Kampf auch anderswo oft einen Aristokraten in den Geruch eines Volkfreundes gebracht hat. Zudem zeigt ein anderer Reichsrath uns deutlich, was wir von der hohen Kammer zu erwarten haben. Er spricht nämlich die Hoffnung aus, die Zeitungen würden nicht sagen, die Morgenröthe des jungen Tages bräche in der ersten Kammer an. Ach nein! Der Herr Reichsrath kann ruhig sein. — In der zweiten Kammer hat man erst lange Zeit darüber verhandelt, ob der Pfalz mehr Deputirte zukämen, als sie jetzt hätte. Dann hat man über ein neues Strafgesetzbuch gesprochen, wo Willich namentlich entschieden für vollständige Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens auftrat, als man wieder allerlei Ausnahmen in prelairen Prozessen machen wollte, indem man die Sittlichkeit dadurch gefährdet glaubte. Wenn das heimliche Verfahren die Sittlichkeit förderte, so würden doch wahrhaftig derartige Verbrechen sich nicht immer und immer wiederholen oder gar vermehren. Klofen beantragte gänzliche Abschaffung der Prügel; ich fürchte aber, daß das vor der Hand ein frommer Wunsch bleiben wird, obwohl das Beispiel des Herrn Obermaier, welcher den Stock in dem Zuchthause zu München gänzlich abschaffte und zwar mit dem besten Erfolge auf das Verhalten der Gefangenen, gewiß einer menschlicheren Behandlung derselben die allgemeine Zustimmung erwerben sollte. Endlich hat man über die Fikation der Zehnten verathen und Willich hofft, auf die Liebe des Klerus und des Adels zum Volke vertrauend, die Raafregel durchgehen zu sehen. Möge er, wo es sich um Meın und Dein handelt, nicht allzu fest auf die christliche Nächstenliebe oder vielmehr auf die Nächstenliebe der Christen bauen! Er könnte sich sehr getäuscht fühlen! Rundgebung des ernstern Willens hilft da mehr, als Vertrauen.

Baden. Der von den Liberalen stets gepredigte Satz: Man muß die Religion ganz aus dem Spiele lassen, sie gar nicht berühren, hat sich wieder einmal glänzend in seiner Unrichtigkeit bewährt. Und obgleich sie das Alles nicht wollen, wundern sie sich doch, wenn konfessionelle Streitigkeiten zu hellen Flammen auslobern, sie sind außer sich, wenn das Volk, welches sie kaum Religion und Konfession, viel weniger Religion und Humanismus zu unterscheiden gelehrt haben, sich für die Religion oder Konfession fanatisiren läßt. Der religiöse Fanatismus, die Religion, welche sie stets zu berühren und zu beleuchten sich schienen, hat die Liberalen gefürzt, als Bittel seinen durchaus innerhalb der religiösen Vorstellungen, innerhalb des Liberalismus liegenden Antrag auf Religionsfreiheit stellte. Ein gewaltiger Petitionssturm erhob sich gegen diese Motive, den die Geistlichkeit natürlich nach Kräften schürte. Sie war auch in den Mitteln keineswegs ängstlich und Mancher, der früher auf Andringen der Geistlichkeit und der mit ihr verbundenen Aristokratie gegen die Motion petitionirt hatte, verwandte sich hernach für sie, weil er erfuhr, daß man ihn über den Inhalt gänzlich getäuscht habe. Hätte man ihm vorher das Wesen der Religion und ihre Stellung zum Humanismus klar gemacht, statt ihn mit seinen religiösen Vorstellungen ganz sich selbst und den Geistlichen zu überlassen oder ihn mit einigen seichten, ungenießbaren rationalistischen Aufklärereien abzuspreizen, so würde die Agitation der Geistlichkeit spurlos an ihm vorübergegangen sein. Ebenso würde Herr Mathy, welcher in den Petitionen gegen die Motion einen starken kommunistischen Beischnack findet, weil die Deutsch-Katholiken und die Vertheidiger der Religionsfreiheit als Reiche und Hochbesoldete dargestellt würden, viel besser gethan haben, dem Volke das Wesen des Kommunismus, das Leben in Gemeinschaft und die Aufhebung der Lehnarbeit und mithin der Begriffe arm und reich, klar zu machen, und ihm zu zeigen, daß der Klerus nur aus egoistischen Absichten derartige Phrasen gebrauchte, die mit dem wirklichen Kommunismus so wenig gemein hätten, als der Klerus an ihre Erfüllung dächte, und es zu überzeugen, daß es den abstrakt politischen Liberalen erstlich um das Wohl des Volkes zu thun ist. Statt dessen meint Herr Mathy: „So sehr er den Bestrebungen zur Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen Gedeihen wünsche, so sei ihm doch der Kommunismus zu radikal, selbst wenn er in der Kutte auftrete“. Weiß nun Jemand, was Herr Mathy unter Kommunismus versteht, warum er ihm zu radikal ist? Und welchen Bestrebungen für die Arbeiter wünscht er Gedeihen? Denen, womit die philanthropische Bourgeoisie innerhalb des Prinzips der gegenwärtigen Gesellschaft sich in müßigen Augenblicken beschäftigt, oder denen, welche das Übel eben in dem Principe der Gesellschaft, in der Vereinzelnung erkennen, welche nicht bloß die Lage des Arbeiters ein wenig verbessern, sondern ihm und allen Andern mit Raum schaffen wollen, sich als wahre Menschen zu bethätigen? Davon erfahren wir aber Nichts. Wie dem nun aber auch sei, die Kammer wurde in Folge des durch Bittel's Motion erregten Petitionssturmes und nebenbei durch die Motionen Welcker's und Soiron's durch den Großherzog aufgelöst. Die Kammer hatte es übrigens zugleich mit auf den Sturz des bürgerlich liberalen Ministers Nebentus abgesehen, der ihr ebenso fatal ist, als die liberale Majorität der Kammer. Der Klerus entwickelte eine großartige Thätigkeit und suchte auf jede Weise durch Wort und Schrift, durch Predigten und Broschüren, die von Schmähungen der religionsstürmenden Radikalen überfließen, die Wahlen nach seinem Sinne zu lenken. „Jetzt sei es Zeit, schrieb die „Nugsburger Postzeitung“, das Joch der Radikalen abzuschütteln; man würde Katholiken wählen, die in Allem, was recht und billig, für die Regierung stimmen würden, wenn diese der Kirche ihr volles Recht ließe“, d. h. in parenthesis, wenn sie den Jesuitismus hegte und anerkannte. Und der Erzbischof v. Freiburg

empfiehlt den Geistlichen dringend, die „Süddeutsche Zeitung für Kirche und Staat“, das Organ der Jesuiten, zu halten und zu unterstützen und erläßt zu ihren Gunsten einen förmlichen Bettelbrief. Es sei des Priesters unwürdig, glaubenslaue und kirchenfeindliche Blätter zu unterstützen. Aber man müsse alle Kräfte aufbieten; denn die zum Bestehen der Zeitung nöthigen 2000 Exemplare wären bei der glaubenslosen Stimmung der bösen Welt schwer abzusetzen. Welch' rührende Selbsterkenntniß, welch' demüthige Anerkennung der eigenen Schwäche, die Nichts vermag ohne den Herrn! Übrigens sind natürlich die Liberalen ebenfalls sehr thätig und der Wahlkampf ist äußerst lebhaft. Die bis jetzt ernannten Wahlmänner sollen zwar der Mehrzahl nach liberal sein. Indessen ist es doch zweifelhaft, ob die Liberalen die Majorität wieder erlangen. Möglich ist es allerdings, da die einzelnen Deputirten in dem kleinen Baden fast überall persönlich bekannt sind und ihnen somit durch persönliche Verläumdungen weniger anzuhaken ist. Auch steht der Kammerliberalismus im Lande Baden noch in ungekrümbtem Ansehen.

* In Folge des Skandals zu Mannheim, wo ein Offizier den Abgeordneten v. Coiron auf der Straße mit den gemeinsten Schimpfreden überschüttete, ging von vielen Bürgern Mannheims eine Petition an die Kammer, in welcher die tiefste Indignation über den Vorfall ausgesprochen und die Kammer ersucht wurde, Alles zur Ahndung desselben aufzubieten. Jetzt fordern die Regiments-Kommandeurs im Namen ihrer Offiziere vom großen Armee-Kommando Genugthuung für die in jener Petition gebrauchten „verleghenden“ Ausdrücke. Das fehlt noch! Verlangen die Herren Offiziere vielleicht, daß die Bürger einen solchen Skandal billigen oder gar loben sollten? So etwas muß mit den schärfsten Worten getügt werden. — Die Heibelberger Studenten bitten um Abschaffung der akademischen Geseze. Wozu noch solche Exemtionen, die nicht einmal den Eximirten mehr behagen, denen die ganze Zeitrichtung widerstrebt?

Schweiz. In Bezug auf die von Reichler angeregte soziale Bewegung in Zürich kann ich mich kurz fassen, da ein eigener Aufsatz dieses Heftes die Sache näher beleuchtet und da auch aus der darauf folgenden Vorlesung Reichler's seine Richtung theilweise zu entnehmen ist. Kommunist ist Reichler keineswegs; wie das aus seinem neulich erlassenen Manifeste hervorgeht. Er gehört vielmehr zu jenen sozialen Demokraten, welche, wie in Paris die „Reformer“, durch radikale politische Einrichtungen zu einer bessern, für den Armen unentgeltlichen Erziehung und einer gewissen Affoziation der verschiedenen Arbeiter gelangen wollen und dadurch denselben eine mehr gesicherte und auskömmlichere Existenz zu schaffen hoffen. Sie glauben das mit Aufrechterhaltung des Prinzips der gegenwärtigen Gesellschaft erreichen zu können; bis zu der Idee eines wirklichen Lebens in Gemeinschaft, wo an die Stelle der Konkurrenz, der Lohnarbeit und des Privaterwerbes die freie, menschliche Thätigkeit tritt, erheben sie sich nicht. Sie wollen praktisch sein und wie die Fourieristen an das Bestehende anknüpfen und sehen nicht, daß sich damit immer die alten Uebelstände wieder aufs Neue erzeugen. In Zürich haben nun Herr Bluntzschli und die Konservativen Anfangs stark mit diesen s. g. Kommunisten geliebäugelt, um den regierenden legalen Radikalen Verlegenheiten zu bereiten; sie haben das Volk kajoziert, um wieder zu den Regierungs-Sesseln zu gelangen, wo sie denn natürlich ihrer sozialistischen Dilettanten-Bestrebungen bald vergessen würden. Man sprach von großen Volksversammlungen zur Besprechung der sozialen Fragen, die in den Fabrikdistrikten gehalten werden sollten. Reichler mahnt davon ab, weil dabei leicht Erzeße vorkommen könnten. Da bekamen aber die Konservativen Angst und der Stadtrath von Zürich, der noch von Konservativen besetzt ist, hat noch vor der Regierung wirklich die Vorlesungen Reichler's verboten. Diese Maßregel ist offenbar ungeseglich; aber die Furcht vor dem Kom-

munismus überwog die Legalität der Radikalen, mit welcher sie sich sonst so gern brüsten. Treichler wird sicher die Sache nicht ruhen lassen.

Die Berner Angelegenheiten haben sich so entwickelt, wie es zu erwarten war. Die Radikalen haben einen glänzenden Sieg davon getragen. Das Berner Volk hat den Vorschlag des Großen Raths, aus seiner Mitte einen Verfassungsraath zu ernennen, mit großer Majorität verworfen. So wird denn nun dieser Verfassungsraath direkt vom Volke gewählt und es ist sicher vorauszusehen, daß die entschiedensten Radikalen eine bedeutende Majorität in demselben haben werden. Sie transit gloria mundi! Herr Neuhaus, der noch vor wenigen Monaten als das Haupt der radikalen Schweiz galt, obgleich er eigentlich die 1831 durch den Sturz des Stadtpatriziats an's Ruder gekommene Landaristokratie repräsentirte, Herr Neuhaus, der durch sein glänzendes Rednertalent die Tagsatzung beherrschte, hat durch sein Zaubern allen Kredit verloren und seine politische Rolle ist ausgespielt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Ochsenbein für das nächste Jahr zum Schultheiß gewählt wird, und es wird sehr spaßhaft sein, die Gesichter der Luzerner Machthaber zu beobachten, wenn sie den von ihnen geächteten Freischaarengeneral als Berner Gesandten in Luzern begrüßen müssen. — Von Georg Fein, den die Luzerner Regierung bekanntlich an Oesterreich auslieferte, fehlen seitdem alle Nachrichten. Er ist spurlos verschwunden. Es hieß einmal, er wäre in Wien in sehr leichter Haft. Wäre das der Fall, so wären die Fragen der Presse nach seinem Verbleiben gewiß längst beantwortet.

Belgien. Die Noth ist in manchen Gegenden Belgiens, in diesem reichen Lande, dessen Handel und Fabriken blühen, dessen Nationalwohlstand alljährlich zunimmt, furchtbar. Es scheint demnach, als seien Nationalwohlstand und die Wohlfahrt Aller zwei wesentlich verschiedene Begriffe, obwohl die praktische Bourgeoisie das nimmer einsehen kann oder will. Eine Schaar verzweifelter Landleute zog nach Bavern; sie erhoben eine förmliche Steuer, weil sie nicht existiren könnten und drohten laut mit Brandstiftung, wenn man ihnen die verlangte Unterstützung weigerte. Man verwies ihnen diese Drohungen und machte sie auf die Gefahr aufmerksam, welche daraus für sie entspringen könnte. „Wir werden, sprachen sie, dem Schaffot trotzend zeigen, wie gebieterisch die Noth ist; wir wollen lieber sterben, als länger das Angstgeschrei unserer Weiber und Kinder hören.“ Nach solchen Szenen kann es wenig Bedeutung für uns haben, daß sich das Ministerium Vandeweyer aufgelöst hat und man mit keinem neuen zu Stande kommen kann. Herr Vandeweyer sehnt sich wieder nach dem behaglichen Leben eines Gesandten in London; er hat die Kammerzänkereien satt — und das kann man ihm eben nicht übelnehmen.

Frankreich. Trotz der Korbbetten, welche die Kammerredner wieder wie alljährlich mit ihren Paradesperden machen, haben die Verhandlungen doch für uns wenig oder gar kein Interesse. Die Parteien drehen sich, wie des Färbers blinder Gaul, stets im Kreise derselben Anschauungen herum; sie sind abgestanden und, was das schlimmste in allen Dingen ist, — langweilig geworden. Nur zwei Punkte will ich aus der wortreichen Fluth dieser Verhandlungen hervorheben, weil in ihnen der die Bourgeoisie befehlende Geist, das eifersüchtige Wachen über ihren Privilegien wieder recht deutlich hervortritt. Um den ohnehin schon in der Freiheit seiner Bewegungen sehr behinderten Gesellen vollständig in die Gewalt seines Meisters zu geben, hat die Kammer trotz der Anstrengungen Einzelner die Einführung s. g. Arbeitsbücher beschlossen. Sie haben keinen andern Zweck, als den, den ohnehin schon so ungünstig in Bezug auf seinen Meister gestellten Gesellen ganz unter dessen Botmäßigkeit zu bringen. Denn der Meister verwahrt das Arbeitsbuch des Gesellen und da es ihm zugleich zum Paß dienen soll, so ist er dadurch nur um so abhängiger vom Meister.

Dagegen denkt die Kammer gar nicht daran, der Petition um ein Gesetz zu willfahren, welches gleiche Strafe über die Koalitionen der Meister und Gesellen verhängt; bis jetzt werden nämlich die Koalitionen der Gesellen ungleich härter bestraft, als die der Meister, obgleich man meinen sollte, es sei doch im Grunde egal, ob sich Menschen verbinden, um eine Erhöhung ihres Lohnes von Andern zu erzwingen, oder ob diese Andern ein Bündniß schließen, um die Ersten zur Annahme eines niedrigeren Lohnes zu zwingen. Ebenso strich die Kammer wenigstens zwei Drittel eines Gesetzes, durch welches man den Betrügereien der weinfabrikirenden Bourgeoisie ein Ende machen wollte.

Wir haben schon oben die Phrase vom „wachsenden Nationalwohlstande“ beleuchtet; auch die französische Chronik floß davon, wie üblich, über, und die Kammer freute sich geziemend über den allgemeinen Reichthum und schloß Augen und Ohren vor dem gränzenlosen Glende, welches sich überall so unverhüllt präsentirte. Aller dieser thatsächlichen Protestationen, aller sozialen Bestrebungen ungeachtet, welche das Glend der Gesellschaft schonungslos aufgedeckt haben, behauptet Louis Philipp in der Antwort auf die Adresse der Kammer noch mehr, als er ursprünglich gesagt hatte. Früher hatte er doch nur vom Nationalwohlstande gesprochen, welcher bekanntlich nur nach Durchschnittszahlen rechnet und sich den Teufel drum kümmert, daß den Leuten, die weniger als den Durchschnitt haben, das keineswegs zu Gute kommt, was andere darüber besitzen; und ohne das ist doch jeder Trost, der aus diesen Durchschnittszahlen ersprießen soll, reine Illusion oder pure Lüge. Jetzt behauptet Louis Philipp aber gar, alle Klassen der Gesellschaft befänden sich heute in immer wachsendem Wohlstande. Wer denkt bei solchen Phrasen nicht an den Strauß in der Fabel? Und nicht wir bloß sehen das Glend, wir, von denen man behauptet, wir schmiedeten eine Waffe aus dem Glende unserer Brüder. Hören wir, was der doktrinaire Nationalökonom Blanqui, den man doch gewiß nicht im Verdacht destruktiver Tendenzen haben wird, darüber sagt. „In diesem glücklichen Frankreich mit seinen herrlichen Rebenhügeln, mit seinen wogenden Saatsfeldern, trinken mehrere Millionen nur Wasser und essen kein Brod. Die Seidenmanufakturen blühen; aber die Weberinnen haben keine Hemde, die Weber keine Holzschuhe. Diktatur, Sklaverei, Freiheit, Plünderung, Affoziation (?), Aristokratie, Demokratie, — Alles hat man verbraucht. Das Räthsel ist noch unlösbar; glücklich unsere Generation, wenn ihr die Wissenschaft eines Tages das rechte Wort gibt!“ Wir verzweifeln nicht an der Lösung des Räthsels, wie Herr Blanqui; die Affoziation ist noch nicht verbraucht, sie ist noch nicht einmal gebraucht. Wir meinen deshalb, daß die Wissenschaft schon das rechte Wort gegeben habe; es kommt nur darauf an, ob wir das Wort Fleisch werden lassen können oder vielmehr wollen.

Ein Nachtrag zur Sultzwolution! Ein armer Arbeiter wird zu 16 Fr. Strafe verurtheilt, weil ihn die Noth zwang, eine Flinte zu verkaufen, welche sein Vater 1830 aus dem Depot der Garde nahm, um tapfer damit zu kämpfen. Es ist nämlich verboten, Kriegswaffen zu besitzen! — Der Mantel, den Napoleon bei der Krönung getragen hat, ist kürzlich in einem öffentlichen Auktionslokal weißbiedend verkauft. Die Welt ist rund! Wahrscheinlich legt der Verkäufer den Erlös in Aftien an. Die Geldaristokratie ist die Erbin der militärischen Aristokratie Napoleons.

England. Sir Robert Peel ist ein großer Staatsmann; er hat einen großartigen Überblick über die Verhältnisse und der schützt ihn vor kleinlichen Bedenklichkeiten; er weiß den Augenblick zu erkennen, wo eine Sache nothwendig und unabweisbar wird, und hat er das erkannt, so akkommodirt er seine Überzeugung der Nothwendigkeit und handelt. So ging es mit der Emancipation der Katholiken, so geht

es jetzt wieder mit den Korngesetzen. Das Schicksal derselben ist entschieden; das Unterhaus hat die von Sir Robert vorgeschlagenen Maaßregeln, nach denen die Korngesetze in 3 Jahren ganz abgeschafft sein werden, mit einer Majorität von 97 Stimmen angenommen. Vergebens waren alle Anstrengungen der Schutzpartei. Lange währten die Debatten; als sich aber Lord John Russell und die Freihandelspartei, obgleich sie die augenblickliche Aufhebung der Korngesetze wünschten, für Sir Robert's Plan erklärten, um doch etwas zu erreichen und die Kräfte nicht zu zersplittern, da mußten die Tories unterliegen. Sie wichen mit Wuth im Herzen. Der Jubel der Bourgeoisie aber, daß sie durch Peel's Übergangssystem, durch die Einkommensteuer u. dgl. vielleicht vor dem Sozialismus geschützt bleiben würde, zeigt nur, wie mächtig diese Idee in England schon geworden ist; denn wenn der kaltblütige Engländer etwas fürchtet, dann hat er auch Grund es zu fürchten. Ubrigens wird die Bourgeoisie sich in ihren Hoffnungen bitter getäuscht sehen. Die Chartisten, die Arbeiter wissen sehr wohl, daß mit dem Sturz der Korngesetze allein ihnen nicht geholfen ist, daß er an sich wenig Einfluß auf ihre Lage hat, weil mit dem Brodpreise auch der Lohn sinkt. Aber sie haben sie stürzen helfen, weil sie in ihnen ein Bollwerk der Aristokratie vernichteten. Sie gehen indessen ruhig auf ihr Ziel, die Volksharte, los, und wenn sie durch dieselbe die gesetzgebende Gewalt in der Hand haben, dann werden sie schon mit den sozialen Reformen hervortreten. Es ist vielleicht Sir Robert noch vorbehalten, auch dann wieder die Hand zum Übergange zu bieten. Ubrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß sich jetzt ein großer Theil der Tories mit den Chartisten verbindet. Die Fraktion des „jungen Englands“, welche für die Herstellung des feudalen lustigen Alt-Englands schwärmt, hat schon offen durch eine glänzende Rede des sarkastischen Herrn d'Israeli damit gedroht. „Der Sturz der Korngesetze, sagte er sehr richtig, ist Nichts anderes, als der Sturz der grundbesitzenden Aristokratie durch die Geldaristokratie, des Adels durch die Bourgeoisie, des Stammbaums durch das Kapital. Wir werden uns dem aber nicht unterwerfen; siegt die Freihandelspartei, so wollen wir lieber im Bunde mit einem freien, intelligenten Volke kämpfen und leben, als die Herrschaft des Kapitals ertragen.“ Seid willkommen, ihr Herren, wenn ihr's redlich meint! Glaubt aber nicht, daß das Volk euch, wie früher so oft, die Kasanien aus dem Feuer holen würde, um nachher geduldig zuzusehen, wie ihr allein sie verspeißet!

Der Zustand Irlands ist noch immer sehr beklagenswerth. Molly Maguire setzt ihre Exekutionen unerbittlich fort; in Inverness sind in Folge der Noth blutige Unruhen ausgebrochen, wegen deren man das Kriegsgesetz proklamiren mußte. Ohne Radikalreform ist hier der Krieg zwischen Besitzlosen und Besitzenden nicht mehr zu beendigen. —

In Bezug auf das Oregon-Gebiet ist nach den neuesten Beschlüssen der Amerikaner der Krieg kaum zu vermeiden, wenn England nicht bedeutende Konzessionen macht. Es wird sich aber um so eher dazu bequemen, weil ihm in den Sikh's in Indien ein fürchtbarer Feind erstanden ist. Die Engländer haben die Sikh's zwar in einer merkwürdigen Schlacht geschlagen, welche nach dem Berichte des Sir Henry Gardinge blutiger war, als eine der Schlachten Napoleons, denen er beivohnte; aber die Engländer haben den Sieg mit 3 — 4000 Todten erkaufte, unter denen auch der General Sale, der Held von Jellalabad. Und die Sikh's sind keineswegs entnuthigt, sollen sogar das Korps des General Smith abgeschnitten haben. Ihre Artillerie ist so fürchtbar, daß man auf europäische, wahrscheinlich russische Lehrmeister schließen muß.

Italien. Renzi, eines der Häupter des letzten Aufstandes in der Romagna, ist jetzt nachträglich doch von Toskana an die päpstliche Regierung ausgeliefert, wo seiner natürlich ein sehr hartes Schicksal, vielleicht der Tod harret. Die Erbitterung

darüber war in Florenz so groß, daß der Großherzog es für gut fand, die Stadt zu verlassen. Übrigens spricht man wieder von einem baldigen neuen Versuch der Patrioten, der natürlich auch scheitern wird.

Spanien. Die Progressisten scheinen den zweiten Sohn des Infanten Francisco de Paula, Don Enrique zu begünstigen, der neulich für diesen Fall in einem Manifeste sehr liberale Gesinnungen an den Tag legte. Das Ministerium schickte ihn aber dafür von Madrid weg auf seine Schiffstation. Der tolle General Narvaez hat seine Abdankung als Minister nach einigem Widerstreben gegeben, und ist dafür zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Sein Nachfolger ist ein Moberado, Marquis v. Miraflores. Diese Partei wünscht eine Verschmelzung und Versöhnung mit den Karlisten und ist deshalb für eine Heirath der Königin mit dem Prinzen v. Asturien, dem Sohne Karl's V. Christine macht Miene, wieder nach Paris zurückzukehren. —

Der Aufstand der Polen. So hat denn der weiße Adler wirklich noch einmal seine Schwingen entfaltet! Und wiederum ist er blutend zu Boden gesunken, wiederum ist der Kampf um die Wiederherstellung der polnischen Nationalität völlig gescheitert. Das nationale Element der Bewegung ist in diesem Augenblicke schon gänzlich beseigt; was aus den einzelnen Zuckungen, namentlich in Galizien, noch für die sozialen Verhältnisse, für die Abänderung der Agrargesetzgebung hervorgehen wird, läßt sich noch nicht übersehen. Ich erzähle einfach den Verlauf.

Die Verschwörung, von der man so lange gesprochen und an der man fast ebenso lange gezweifelt hatte, schien in Posen dem Ausbruch nahe. Es wurden außerordentliche militärische Maßregeln ergriffen und eine Menge polnischer Edelleute in und um Posen verhaftet. Unter ihnen war ein Emisair der demokratischen Fraktion der polnischen Auswanderung zu Paris, ein Herr v. Mikoslawski, der angeblich zum Generalissimus des Aufstandes in Posen bestimmt war; wunderbarer Weise brachte man ihn mit schweren Ketten belastet nach Posen in's Gefängniß. Eigentliche Ruhestörungen sind im preussischen Polen nicht vorgekommen, außer einem Versuch, die in Posen Verhafteten zu befreien; denn der Zug auf Br. Stargard ist zu kindisch, als daß man ihn in Anschlag bringen könnte. Zu jenem Befreiungsversuche hatte ein Oberförster des Grafen Dzialinski etwa 700 Leute zusammengebracht, welche er gegen Posen führte, um das Gefängniß zu überrumpeln. Nach einigen Schüssen, durch welche der Oberförster und zwei andere Anführer zu Boden gestreckt wurden, zerstreuten sich die Bauern, ohne daß man sie ernstlich verfolgt hätte. Indessen wurde doch in Folge dieses Versuchs das Kriegsgesetz verkündet und sonstige außerordentliche Maßregeln zur Sicherung der Ruhe ergriffen. Alles dieses ist so unbedeutend und die Krakusen haben eine so ungeheuchelte Achtung vor Preußen, auf dessen Neutralität sie rechneten, an den Tag gelegt, daß man fast auf den Gedanken kommt, die ganze Verschwörung in Posen sei nur ein Manöver, um die Augen von Krakau, wo der Ausbruch erfolgen sollte, abzuziehen. Es scheint aus Allem hervorzugehen, daß die Polen in den preussischen Landestheilen keinen wirklichen Aufstand beabsichtigten; damit ist aber keineswegs behauptet, daß nicht ein großer Theil des Adels nach Krakau geeilt wäre, um sein Leben für seine Nationalität zu wagen.

In Krakau war nämlich während dem der offene Aufstand ausgebrochen. Auf die Aufforderung des Senats drangen die Österreicher von Podgorze in die Stadt; es kam verschiedentlich zum Handgemein, namentlich zu einem blutigen im Hause des Gastwirth Bogtz; er selbst fiel nach verzweifelter Gegenwehr und seine junge Tochter erschöpfte sich bei diesem Anblick selbst. Mittlerweile rückten aber die Insurgenten in hellen Haufen vom Lande her an, die Österreicher wurden aus Krakau, aus Podgorze

vertrieben und weit zurückgebrängt. Krakau war in der Gewalt der Insurrektion, Alles war voller Muth und Enthusiasmus, man fing an, sich in aller Ordnung zu organisiren. Was man von Plünderungen und Mezeleien in den ersten Tagen erzählte, hat sich als Lüge und Verläumdung erwiesen. Die Revolution ist nicht durch solche Ausbrüche besetzt und den Fremden wurde sogleich aller Schutz gewährt. Namentlich honorirte man den preussischen Adler und unser Resident Herr v. Engelhardt hätte ruhig in Krakau bleiben können. Es bildete sich eine provisorische Regierung aus den Herren Gorzkowski, Tyssowski (nachher Diktator) und Grzegorzewski, junge Männer von Energie, der eine Professor, der andere Arzt, der dritte Adjunkt in einem physikalischen Kabinet. Die Anführer der bewaffneten Macht waren Skarsinski und Szembek.

Wenn schon aus der Zusammensetzung der provisorischen Regierung hervorgeht, daß man der Aristokratie nicht wieder das alte verderbliche Übergewicht einzuräumen gedachte, so ging dieß noch mehr aus dem Manifest der Regierung an die polnische Nation hervor. Es hofft auf eine nationale Erhebung aller Slaven und stellt wohlangelegte Aufstände in Oesterreichisch und Russisch Polen in Aussicht. Aber außer dem Hebel der unterdrückten Nationalität, der verfolgten Religion trägt es auch wesentlich kommunistische Elemente in sich. Es spricht von einem Leben aller Polen in Gemeinschaft, von dem Sturze aller Privilegien, von der Abschaffung der Zinsen. Die Nationalität allein, die in Polen noch dazu einen so herben aristokratischen Beigeschmack hat, schien den Führern wohl nicht ausreichend zur Begeisterung des Volkes. —

Unterdessen war der Aufstand in Galizien ausgebrochen und traf die Regierung ziemlich unvorbereitet. Die schöne Fürstin Sapieha hatte die Machthaber in Lemberg so sicher gemacht, daß sie die beruhigendsten Berichte nach Wien schickten. Im Kreise Larnow brach der Adel los; die Bauern weigerten sich, die Erhebung des Adels zu unterstützen und als einer der Edelleute aus Zorn darüber einen Bauern niederstieß, schlugen diese die Adligen sämmtlich zu Boden und boten der österreichischen Regierung ihre Hülfe an. Diese wurde angenommen; ja, es wurde den Bauern für jeden todten oder lebendigen Rebellen eine Belohnung von 5 Fl. versprochen. Es ist schauderhaft, so etwas im 19. Jahrhundert berichten zu müssen! Jetzt begannen furchtbare Szenen. Die wüthenden Bauern brachten theils aus Rache über ihre frühere Unterdrückung durch den Adel, theils aus Gewinnsucht an 3 — 400 Edelleute als Rebellen mit vielen Frauen und Kindern um; sie zerschmetterten ihnen mit Dreschlegeln die Glieder und ließen den Kopf unverfehrt, damit der Todte recognoscirt werden konnte. Diese Gräucl, an denen die Prämien auf die Köpfe der Rebellen die Hauptschuld tragen, werden natürlich wieder den kommunistischen Tendenzen der Bauern zugeschrieben. Geht doch! Der wilde Haß des Armen gegen den ihn unterdrückenden Reichthum, des Besitzlosen gegen den Besitzer, des Rechtlosen gegen den Privilegirten ist es, der hier zu hellen Flammen auflodert, während er sonst tief in der Brust verborgen lauert. Und weil diese Armen so gefnechtet und geistig dumpf sind, daß sie an eine Erlösung aus ihrem Elende durch Umgestaltung der sozialen Verhältnisse nicht denken können und dürfen, deshalb glauben sie ihrer Noth durch die Vernichtung ihrer blötheligen Herren abzuhelpen; denn der Adel ist dort allerdings die nächste, handgreiflichste Ursache des Elends. Ein Romantiker würde anders handeln und tiefer blicken.

Während dieser Vorfälle rückten preussische Truppen an die Gränze, ohne sie jedoch zu überschreiten. Die Oesterreicher schlossen die Insurgenten von allen Seiten mit ihren Bataillonen ein. Die Sympathien, welche die Polen nicht nur in Galizien, sondern

auch bei den slavischen Stämmen in Böhmen und Ungarn zu finden hofften, waren nicht vorhanden. Die erwarteten Aufstände in Russisch-Polen, in Podolien, Volhynien und Lithauen unterblieben; Alles blieb ruhig, nur von einem ganz verfehlten, schnell unterdrückten Versuche unter Anführung der Herren Dombrowski und Potocki in Sieblec berichten die offiziellen russischen Blätter. So konnten die Insurgenten das Feld nicht halten; von allen Seiten wurden sie aus Galizien, wohin sie sich gewandt hatten, von Wieliczka her zurückgedrängt, und endlich genöthigt, sich mit mehreren hundert Mann, unter denen die Mitglieder der Regierung und Skarsinski, an die Preußen zu ergeben. Sie wollten lieber von diesen, als von den Österreichern ihr Schicksal abhängig machen und Preußen wird dieses Vertrauen gewiß durch Milde rechtfertigen. Der österreichische General Kollin besetzte Krakau, wo in demselben Augenblick auch ein russisches Korps anlangte, dessen unregelmäßige Truppen noch viele flüchtige Krakauer niedermegelten. Die frühere Regierung ist wieder eingesetzt; der nationale Aufstand ist zu Ende. Viele Insurgenten haben sich aber in die Gebirge Galiziens geworfen, um von da aus einen Guerillakrieg zu führen. Vielleicht vereinigen sie sich mit der Zeit mit den Bauern von Tarnow; diese wollen nämlich, nachdem die Leidenschaften durch die Ermordung ihrer abligen Herren entfesselt sind, nicht wieder in das alte Joch zurückkehren. Sie verlangen Verbesserungen ihrer Lage, die Regierung ist in großer Verlegenheit. Am Ende wird diese Episode der Insurrektion noch zur Hauptsache.

Die polnische Emigration zu Paris scheint dem Aufstande fremd gewesen zu sein, wenigstens die aristokratische Fraktion unter Czartoryski, und das Justo milieu unter Dwernicki; die Demokraten unter Heldman vielleicht nicht ganz. Man kann sich aber denken, wie mächtig ihre Liebe zum Vaterlande bei diesen Nachrichten aufloberte. Alle beeilten sich, der neuen Regierung ihre Unterwerfung anzuzeigen, Czartoryski, der designirte Polenkönig, an der Spitze. Ein Aufruf zu thätiger Hülfe wurde erlassen, die liberalen Journale eröffneten Subskriptionen: — Alles das kommt nun zu spät. Unverhohlen sprachen aber alle Polen ihre Freude über die Achtung aus, die ihre Brüder den Preußen, den Deutschen erwiesen hatten; denn von diesen hofften sie ihre einstige Wiederherstellung. Zudem hatten sie die Aufnahme der flüchtigen Polen in Deutschland im Jahre 1831 nicht vergessen. —

L.

Korrespondenzen.

(Aus dem Lippischen, am Neujahrstage.) Wenn man uns in frühern Zeiten Theilnahmlosigkeit an den allgemeinen die Welt bewegenden Interessen vorgerückt hat, so müssen wir allerdings diesen Tadel für berechtigt halten: es ist diese Gleichgültigkeit gegen die Fragen der Zeit eine Erscheinung, die wir mit den Bewohnern anderer kleiner Ländchen getheilt haben. Wir können jetzt jedoch mit Freuden berichten, daß sich in dieser Beziehung bei uns viel geändert hat: nicht als ob nun der größte Theil der hiesigen Bewohner ein Bewußtsein von dem hätte, worüber unsere Zeit entscheiden wird — zu diesem Bewußtsein sind nur Wenige gekommen — aber man interessiert sich doch auch für das, was außer des lippischen Reichs Grenzen vassirt; man bespricht doch hin und wieder die Erscheinungen unserer bewegten Zeit, man kanngeliebert doch hier und da über Deutsch-Katholizismus, über Neu-Protestantismus, über Constitutionalismus und Radicalismus und in neuester Zeit hauptsächlich

über Kommunismus. — Großen Antheil an dieser Umschwung in den Köpfen unserer Landsleute hat nun die Verbreitung der besten Blätter unserer Tagespresse: der Trierscher, der Mannheimer Abendzeitung, der Weser- und Kölnischen Zeitung im Verein mit den socialistischen Monatschriften: dem Gesellschaftsspiegel und dem Allg. Volksblatt gehabt. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß man hier zu Lande nicht mehr die Blätter der Dienstoffigkeit z. B. Frankfurter Journal, Hamburger Correspondent, antrifft — leider giebt's auch noch bei uns der dienstoffigen Seelen, die in jenen Blättern ihre Herzensmeinung ausgesprochen finden, eine ziemliche Menge, die, wenn auch sonst nicht, doch in dieser Beziehung mit den Pietisten gar herrlich harmoniren. Die letztern haben das bekannte „Hypocritischer-Blatt“ zu ihrem Organ gemacht, und ziehen in demselben auf das Conspicuum und die freigesinnte Geistlichkeit barbarisch los. Die Pietisten heuten nun auch die Erscheinung des Kommunismus auf eine gar vortreffliche Weise, leider ohne einiges Verständniß von dieser Lebensform aus, so daß es den lieben Leuten oft passiert, daß sie die größten Albernheiten über dieselbe in die Welt schicken. So erklärte der Pastor Clemen in Lemgo vor einigen Wochen von der Kanzel herab, Kommunismus sei Atheismus, auch ohne daß ihn im geringsten einfiel, daß schon die ersten Christen in Gütergemeinschaft gelebt haben (s. Apostelgeschichte). So meint ein Anderer, die Idee des Kommunismus sei zwar sehr schön, allein sie sei selber! nicht christlich, und darum verwerflich, als wenn nicht alle übrigen Zweige des Wissens, der Medizin, der Naturwissenschaft, Astronomie, Geographie &c. &c. &c.: — denn diese haben ihren letzten Grund ebensowenig als der K. in der Bibel, sondern in der menschlichen Vernunft und Erfahrung — mit dem K. ein gleiches Schicksal theilten! — Nun, man kann es diesen Leuten, durchaus nicht übel nehmen, wenn sie bei einer Geisteserscheinung nicht danach fragen, ob sie vernünftig sei oder nicht, sondern danach, ob sie mit der bestehenden Religion in Einklang stehe oder nicht: — denn diese Leute sind ja Theologen vor Profession. — Aber auch viele andere Leute, die es sehr übel nehmen würden, wenn man sie den Pietisten beizählen wollte, verfahren auf ähnliche Weise. Sie posantzen aus, der Kommunismus sei etwas sehr gefährliches! Es kommt ja aber nicht darauf an, ob etwas gefährlich, sondern ob es wahr, ob es vernünftig ist. Jeder Fortschritt ist am Ende — gefährlich, natürlich dem, was ihm im Wege steht, was durch denselben beseitigt werden soll *). So war Christus sehr gefährlich — dem Judenthum, so Luther — dem Katholizismus, so Kant — der Orthodexie und so ist allerdings der Kommunismus — dem Egoismus gefährlich. Aber wie gesagt, darauf kommt es bei der Beurtheilung einer Sache gar nicht an, sondern einzig und allein auf Wahrheit oder Unwahrheit derselben. — Wieder Andere sind da, welche meinen, es wäre sehr erfreulich und würde der Himmel auf Erden sein, wenn der K. verwickelt werden könne; aber das sei rein unmöglich und warum? — weil es nun einmal unmöglich sei. — Das sind nun so, ohne der bekannten Tollheit der Gütertheilung zu gedenken, die Ansichten, die bei uns über die wichtigste Zeiterscheinung cursiren. — Ich will nun meinen lieben Landsleuten zum Schluß und zum Neuenjahre wünschen, daß dieselben einer andern Ansicht über Kommunismus Raum geben und sich denen anschließen mögen, die einen bessern, glücklichern Zustand für die jetzt leidende Menschheit herbeizuführen sich bemühen. (X)

*) Jede Wahrheit ist dem Bestehen der Lüge gefährlich, jede Verbesserung demjenigen, der durch den Mißbrauch Vorthheil zög.

(Aus dem **Sippischen**, Ende Januar.) Der Breslauer †† Correspondent der Trier'schen Zeitung hat zu wiederholtenmalen über das Unwesen, mit dem die Enthaltfamkeits- und Mäßigkeitssache in Schlesien betrieben wird, über das Lächerliche in den Bestrebungen der Mäßigkeitssapostel und über die geringe Wirksamkeit derselben Bericht erstattet. Zwar meldet er, entsagten eine Menge Menschen vor dem Altare dem Branntweingenuße, allein wenige Zeit nachher griffen dieselbe ebenso wieder zum „Schluck,“ wie vorher: die Anstrengung der Pietisten und Ultramontanen, welche sich namentlich dieser Sache bemächtigt haben, sei ohne bedeutenden Erfolg gewesen. Auch bei uns ist die Enthaltfamkeits- und Mäßigkeitssache Angelegenheit, so sehr unsere Pietisten auch dafür wirken, ohne Bedeutung, indem jeder vernünftige Mensch der Ansicht ist, daß der Branntwein ebenso wenig als der Wein und das Bier mäßig genossen, der Gesundheit schadet. Diese Ansicht wird auch in einer kleinen bei Helmich erscheinenden Schrift des: „Dr. W. Stohlmann in Gütersloh“ betitelt: „Einige ärztliche Stimmen gegen die Enthaltfamkeitsvereine“ geltend gemacht, aus der ich Ihnen Lesern Einiges mittheilen will. — Während ein Arnoldus von Villa-Nova und Raymund Lully von Majorca den Branntwein preisen: „als Etwas, dessen geheimnißvolle Bereitung durch unmittelbare Offenbarung des alleinigen Gottes gelehrt worden sei, mit dem Zwecke, die Menschen zu beglücken, ihrer geistigen Natur Entwicklung auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu führen, und das goldne Zeitalter von Neuem auf die Erde zurückzubringen,“ spricht der westfälische Centralverein für die Enthaltfamkeitsache: „Es ist ein Werk Gottes auf dem Plane — die Verdrängung des Branntweins durch Enthaltfamkeitsvereine. Wir sagen getroßt und freudig: ein Werk Gottes! denn als solches hat es sich bewiesen in seinem Fortgange, in der Verkennung und Anfeindung von der Welt, wie in der Überwindung der Hindernisse und Schwierigkeiten. Unser einmüthiges Lösungswort heißt: Branntwein weg! Wir wollen mit diesem Leibesmörder und Seelenverderber einen Krieg führen, einen Krieg auf Tod und Vernichtung, wollen ihn nicht verwunden, sondern umbringen, nicht einengen, sondern drängen, wollen keine Mäßigkeitssvereine, keinen Waffenstillstand, noch weniger Friede mit ihm, wollen nicht eher die Waffen niederlegen, bis unser Feind aus unsrer Gegend, aus unserm Volke, ja von der Erde vertilgt ist u. s. w.“ — Alle Donnerwetter! Das heiße ich gesprochen! — Was sich aber doch der liebe Herrgott alles gefallen lassen muß — hier soll er dem Menschen den Branntwein gegeben haben und dort soll er die Verdrängung des Branntweins wünschen! Das reime nun mal einer, wenn man kein Theolog ist! — — Stohlmann zeigt hiernächst, wie sich nach und nach der Branntwein-Genuß verbreitet habe, wie die Mäßigkeitssvereine vor 40 Jahren ungefähr gegen die „Branntweinpest“ entstanden seien und läßt nun gegen die Behauptung: „daß der Branntwein, resp. der Alkohol in demselben, ein Gift sei, die Ansichten einiger der tüchtigsten Physikologen unserer Zeit“ folgen. — „Der Branntwein, sagt Professor Friedrich Liebemann, ist in kleiner Menge genossen für Menschen der niedern Klasse, die schwere Handarbeiten verrichten, schlechte und schwerverdauliche Nahrungsmittel genießen und sich den Genuß des Weins und guten Biers nicht erlauben können, ein fast unentbehrliches Getränk, welches die Verdauung befördert und bei Kräften erhält.“ Burdach hat dieselbe Ansicht; auch Schulz S. 13. Die Ansicht, welche Liebig S. 14 geltend macht, geht am weitesten: er stellt den Alkohol „mit den stickstofflosen Nahrungsmitteln, der Stärke, dem Zucker, den thierischen und vegetabilischen Fetten gleich.“ — Da sich der Alkohol aber auch im Weine, im Biere, ja auch im Brotteige und nach Schulz „im Verbaunungsprozeß der Pflanzenfressenden Thiere aus den mehl- und zuckerhaltigen Nahrungsmitt-

teln" bildet, so hat Stohmann unbedingt Recht, wenn er den "Branntweinsabsolutisten" zuruft: "Wollt Ihr nun consequent sein, so müßt Ihr Euer verdammdes Anathema über Brot und Wein, über Bier und Branntwein, in gleicher Weise ausschütten, ja selbst Westphalens weltberühmte Fabricate aus dem Propter convivia gebornen, Thiere, welches Moses und Mohamed schon ächzten, werden Eurer Verfolgung anheim fallen müssen."! —

Es ist zwar wahr, daß "von den Verbrechen, welche begangen werden, und von dem Glende, welches wir erblicken, ein großer Theil aus dem Mißbrauch des Branntweins" stammt. "Aber nur aus dem Mißbrauch"! — Aber so fragen wir, woher kommts, daß mit dem Branntwein so arger Mißbrauch getrieben wird? daß wir das Laster der Trunksucht unter uns in so ausgehntem Maße erblicken? — woher kommts? Es hat seinen Grund in den traurigen socialen Zuständen: — wenn es dem Menschen schlecht geht, wenn Noth und Kummer auf ihn eindringen, und er keine Hülfe sieht, so greift er zum Glase, um seine Sinne zu betäuben, um dadurch sein Glend zu vergessen. Daß wir auch die meisten Trunkenbolde unter den niedern Volksklassen, die auf der Erde zu der Hölle des Glends und der Noth verdammt sind, erblicken, ist ein Belag zu Obigem. Diese gedrückte Masse kann sich natürlich weder im Wein noch im Bier, wie die Begüterten, benebeln: sie ist auf den Genuß des Branntweins angewiesen. "Der Branntwein ist, um mit Röhelen zu sprechen, der Wein des Nordens und der Armuth." Wollt Ihr also der Trunksucht entgegenarbeiten, wollt Ihr sie von der Erde vertilgen, so schafft bessere Zustände, in der die Armuth und mit ihr Noth und Kummer aufgehoben ist. Mit Recht ruft daher unser Verfasser den Männern der Mäßigkeitsvereine zu: "Darum sind denn auch euere Entsagungsvereine ein erfolgloses Palliativ, elne heillose Stümperei an dem kranken Organismus der Menschheit! Heillos, weil ihr die Unwahrheit auf euer Panier gestickt habt, daß der Branntwein ein Gift sei, heillos, weil ihr den hochgestellten Schlemmer nicht ächtet, weil er in Wein und Champagner schwelgt, während ihr den Armen wie Unmenschen verdammt, daß er sein Glend im Branntweinaurausch vergessen wollte, heillos endlich und nochmals heillos, weil ihr abzieht dadurch von der ernstern Hülfe! Erfolglos aber ist das Mittel, wie jedes Palliativ, welches dem Übel ein Blatt abreißt, statt es an den Wurzel zu ergreifen, erfolglos, weil ihr selbst die Ursachen verkennt, welche diesem einzelnen Krankheitsymptome zum Grunde liegen, erfolglos, weil ihr nie unter euern Bannern die Masse des Volks versammeltin werdet." — Hiermit schließen wir unser Referat über diese dem Zweck ganz und gar entsprechende Schrift und wollen wünschen, daß sie dem Wahnsinne der Branntweinsvertilger kräftig entgegenwirke.

(X)

(Paderborn, den 15. Februar 1846.) Für alle Diejenigen, welche ihre bewegliche Habe bei der Leipziger Feuer-Versicherungs-Anstalt, und insbesondere bei deren Haupt-Agenten Herrn H. Ph. Fischer, versichert haben, wird die nachstehende Veröffentlichung einiges Interesse haben.

In der Nacht vom 7. zum 8. Juli v. J. wurde bekanntlich ein Theil der Stadt Niedermarsberg (Stadtberg) eingäschert. Der Kaufmann, Bierbrauer und Schenkwirth Jesper daselbst, dessen Wohnhaus von den Flammen ergriffen wurde und gänzlich niederbrannte, hatte sein Mobiliar und Waarenlager seit mehreren Jahren bei Ph. Fischer für die Summe von 2250 Thlr. versichert. — Ein Theil der versicherten Gegenstände war aus dem Brande gerettet, da das Jespersche Haus erst spät

Feuer fing, und als das größte und festeste den längsten Widerstand leistete. Der größere Theil verbrannte, oder verdarb, und wurde resp. gestohlen.

Auf erfolgte Anzeige begab sich *ic.* Fischer zur Feststellung des von dem Versicherten erlittenen, und resp. von der Gesellschaft zu erstattenden Schadens an Ort und Stelle, und ermittelte, nachdem er alle geretteten Sachen selbst in Augenschein genommen, unter Zuziehung der vereideten Gerichts-Taxatoren, Sachverständiger und Männer, welche ganz genau mit der häuslichen Einrichtung des Jesper, dessen Waarenbeständen, u. s. w. bekannt waren, den Verlust desselben auf 1499 Thlr. 25 Sgr., zu dessen eidlicher Erhärtung sich Jesper bereit erklärte. — Alle Einwohner von Nieder- marsberg, namentlich der Pfarrer und Amtmann gaben auch dem Jesper das Zeugniß eines durchaus rechtlichen Mannes, in dessen Angaben kein Zweifel zu setzen. —

Fischer schied mit der Versicherung, daß der Auszahlung der obigen Summe nichts im Wege stehe und solche binnen Kurzem erfolgen werde, und mit dem Versprechen, die Direction dahin zu vermögen zu suchen, daß dem Jesper ein Theil des an seinen Weinvorräthen (welche nach einer künstlichen Interpretation der Police nicht zu den versicherten Waaren gehören sollten, ohne daß der Versicherer dieses geahnet hatte,) erlittenen Schadens zu vergüten. —

In den ersten 2 Monaten erfolgte jedoch weder die Zahlung, noch auch ein bestimmter Bescheid darüber, ob die Auszahlung erfolgen könne oder nicht. —

Jesper hatte inzwischen den Neubau seines Hauses rüstig begonnen, und bei der Anlage des Bauplanes sich vorzüglich darauf verlassen, daß bald Geld vom *ic.* Fischer erfolgen werde, und sich mit der Hoffnung geschmeichelt, den Bau im Laufe des überaus günstigen Herbstes soweit zu fördern, daß sein Haupterwerbszweig, Bierbrauerei auf das Lager, noch im nächsten Winter betrieben werden könne.

Nach Verlauf von etwa 3 Monaten erfolgte dann auf wiederholte Bitten und Vorstellungen der Bescheid, „daß die verbrannten, beschädigten und gestohlenen Sachen nicht gehörig spezifizirt seien, und die Direction deshalb auf die Liquidation nicht eingehen wolle. — Er, Fischer, sei indes ermächtigt, ein Vergleichsquantum von 900 Thlr. zu offeriren.“

Jesper hatte nemlich, wie dieses überall geschieht, nach allgemeinen Rubriken, und größtentheils runden Summen versichert. Er weigerte sich deshalb, eine andere Specification aufzustellen, als bereits vom Fischer selbst aufgestellt war, weil er sich hierzu nicht für verpflichtet hielt, und lehnte entschieden in herben Ausdrücken, sich auf sein gutes Recht verlassend, den Vergleichsvorschlag ab. — Fischer offerirte sodann 1000 Thlr. — Auch hierauf ging Jesper nicht ein. —

Jesper hatte indes wegen Mangels an baarem Gelde zum Ankauf von Balken und Sparren, welche nur gegen Baarzahlung von der Weser zu beziehen waren, den Fortbau seines Hauses einstellen müssen, — seine Brauerei liegt somit ein ganzes Jahr hindurch stille, so daß er in die allerempfindlichste Verlegenheit gesetzt ist. Dennoch aber widerstand er allen Anerbietungen zum Vergleiche. —

Fischer nahm nunmehr von der verlangten Aufstellung einer anderweitigen Spezifikation Abstand, und postirte sich hinter den Einwand, daß Jesper in einigen seiner Briefe die Bemerkung hatte einschießen lassen, sein Mobiliar-Vermögen habe vor dem Brande einen weit höheren Werth als 2250 Thlr. gehabt. —

Nach einer ziemlich unklaren Bestimmung der Statuten wird nämlich, wenn die beim Brande vorhanden gewesenen Versicherungs-Gegenstände den Betrag der Versicherungssumme übersteigen, der Eigner für den Mehrbetrag als Selbstversicherer angesehen, trägt als solcher den Schaden pro rata und hat verhältnißmäßigen Antheil am Geretteten. Jesper hatte aber diese Einrede dadurch beseitigt, daß der Mehrbet-

trag des Vermögens nur durch bedeutende, im Laufe des Jahres neu angeschaffte Braugeräthe, welche gar nicht versichert waren und auch aus dem Brande nicht gerettet sind, entstanden ist. —

Daß aber der wirklich erlittene, unmittelbare Schaden in den Versicherungsgegenständen 1499 Thlr. 25 Sgr. betrage hat Fischer niemals in Abrede gestellt. —

Nach Verlauf von 6 Monaten als alle Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung verschwunden war, sah Jesper sich genöthigt, zum zweiten Male selbst hierher zu reisen, und auf eine allein zulässige Schiedsrichterliche Entscheidung zu provoziren. Jesper benannte seinerseits, auf den Rath mehrerer hiesiger Kaufleute als den von ihm zu stellenden Schiedsrichter, den Buchhalter der Köln = Mindener = Thürlinger Verbindungsbahn, Herrn Wigand, welcher Sachverständiger und ohne alle persönliche oder sonstige Beziehungen zu den Partheien ist; Fischer benannte dagegen den Herrn Bannenberg, Sprachlehrer und Privatsecretair eines hiesigen Justiz-Commissair, und welcher, nebenbei bemerkt, im Hause des Fischer wohnt. Ein Termin wurde angesetzt, jedoch vom Fischer prorogirt. —

Vor der Anberaumung eines zweiten Termins erklärte sich Fischer wiederum zur gütlichen Ausgleichung bereit, und bot 1200 Thlr. unter der Bedingung, daß Jesper sich verpflichte, die Sache nicht weiter zur Öffentlichkeit zu bringen.

Jesper, durch die dringende Noth getrieben, und kein Ende der Plackereien absehend, willigte in die Summe von 1200 Thlr., worüber eine schriftliche Vereinbarung aufgenommen wurde, nachdem Jesper volle 8 Tage hier in Paderborn aufgehalten war.

Nach Ablauf von 14 Tagen wurde endlich Jesper benachrichtigt, daß das Geld zur Auszahlung hier in Paderborn bereit liege. — Jesper reiste zum dritten Male nach Paderborn. —

Vor der Auszahlung, am 10. Februar d. J., legte Fischer dem Jesper, in Gegenwart der Herren Wigand und Bannenberg einen von seiner Hand geschriebenen Revers vor, mit der Aufforderung denselben eigenhändig abzuschreiben und zu unterschreiben, und unter der Drohung, daß die Zahlung nicht erfolgen werde, wenn er sich dessen weigere. Der Revers lautet wörtlich:

„Von der Leipziger Feuer = Versicherungs = Anstalt wurde mir der im vorigen Jahre erlittene Brandschaden zu meiner vollen Zufriedenheit, ja selbst mit einer höheren Summe vergütet, als ich nach Lage der Sache mit Recht und Billigkeit verlangen konnte. Den Haupt = Agenten gedachter Anstalt, Herren H. Ph. Fischer erlaube ich mir daher ergebenst zu bitten, der Anstalt für ihre loyale Handlungsweise meinen ganz besondern und verbindlichsten Dank abzustatten, und ihr zu versichern, daß ich stets mit Achtung und Dankbarkeit verbleiben werde

Stadtberg, den 10. Februar 1846.

Ihr ergebenster.

Jesper weigerte sich Anfangs, verstand sich aber endlich dazu, da ihm das Messer an der Kehle saß, und unterschrieb, nahm aber, nachdem Fischer das ihm vorgelegte Concept zerrissen, eine doppelte wörtliche Abschrift. — —

Wie soll man es nennen, wenn Jemand zur Ausstellung eines falschen Attestes gezwungen wird? —

Die Beantwortung dieser Frage wäre Stoff für eine kriminalistische Zeitschrift. —

Eines Commentars bedarf es wahrhaftig nicht mehr.

Die Redakten dieses Blattes ist in den Stand gesetzt die nöthigen Beläge nachzuweisen.

(Reg. v. Bez. Minden.) Wo das büreaukratische System das Ruder führt, da können natürlich einzelne Übergriffe nicht vermieden werden. Gefährlich für die Unfehlbarkeit des Beamtenstaats werden solche Excesse nur dann, wenn ihnen nicht die Strafe auf dem Fuße folgt. Kürzlich ist hier ein sprechendes Beispiel dieser Art bekannt geworden. Der Amtmann in B. läßt einen ruhigen Landmann (einen Colonen, also keinen Proletarier) nicht allein ohne Grund in's Gefängniß setzen, nein er beliebt auch, demselben eine Zwangsjacke anzulegen zu lassen, ohne daß die friedliebende Natur des Büßers auch nur entfernt zu Besorgnissen Raum gegeben hätte. Das Gefängniß hätte sich der deutsche Michel wohl gefallen lassen, wie schon mehrfach geschehen, aber eine Zwangsjacke war nicht zum Aushalten. Der Eingezwängte hat denn auch eine Denunciation eingereicht und ist nach einer gründlichen Untersuchung durch viele Zeugenvernehmungen, welche wunderliche Dinge zu Tage gefördert haben soll, benachrichtigt worden, daß der Herr Amtmann für straffällig erkannt und — mit einer Geldstrafe (die Höhe derselben ist letzter nicht mitgetheilt) belegt sei. Auf diese Weise ist das Vergehen gebüßt und das Ansehen des Beamten reponirt.

(****) Im Januarhefte des Dampfbotts tritt uns aus dem Kreise Warendorf ein alter Bekannter entgegen. In unserer kleinen Stadt hat die angeregte Contribution für das Geschenk der Hulbigungsdeputirten schon 1842 gespielt. Vom hiesigen Kämmererfund wurde damals zu diesem Zwecke eine Beisteuer von 7 — 8 Thlr. gefordert. Für eine Bevölkerung von 3000 Seelen eine große Kleinigkeit; es wurde jedoch die Beisteuer aus Communalmitteln abgelehnt, weil man die Aufbringung der Kosten eines Geschenks durch die Deszizitsteuer höchst unpassend fand. Übrigens muß das den Deputirten für die Hulbigung ertheilte Mandat eine eigenthümliche Auslegung erfahren, wenn es für den hervorgehobenen Zweck ausreichen soll. Man war und ist hier allgemein der Meinung, daß die Herren Deputirten sofort selbst für Beschaffung der erforderlichen Geldmittel hätten Sorge tragen müssen.

Im Jahre 1846 zu diesem Zwecke eine Repartition nach Köpfen vorzunehmen, will dem heutigen Nothstande ganzer Volksklassen wenig entsprechen. Möchten wider Erwarten freiwillige Beiträge nicht ausreichen, so werden die Kreiscommunalfonds am besten in Anspruch zu nehmen sein; es kommt auf diese Weise wenigstens die Verschiebenheit des entscheidenden Votums der städtischen Verwaltung auf Grund der Städteordnung, dem nur berathenden Votum in den Ämtern gegenüber, nicht zur Sprache.

Erklärung.

Anonyme Einsendungen können nicht berücksichtigt werden. Wir versprechen aber vollständige Diskretion und werden die Verantwortlichkeit der geehrten Einsender nur für die Richtigkeit der mitgetheilten Thatsachen in Anspruch nehmen.

Die Redaktion.

Redacteur: Dr. Otto Lüning in Rheda.

Bielefeld. A. Helmich's Verlag. — Druck von J. D. Klister, Witwe.





